



Wir kommentieren:

die Frage der Automation grundsätzlich:

1. Entspricht die Automation der Natur? – Je unabhängiger von der «Natur», desto abhängiger vom Menschen – 2. Soziale und persönliche Probleme: a) soziale: Automation schafft neue Bedürfnisse – Wann stehen heute alle Räder still? – b) persönliche: Wird der Mensch ruiniert? – Wird er als Mensch genommen? – Nachtgedanken eines Unternehmers – 3. Sachprobleme: Kann man zu weit entlastet werden? – Zu «gesichert» sein? – Zu monoton beschäftigt? 4. Vom Sinn der Freizeit: Warum lesen Generalvikare Kriminalromane? – Woher die Sportbegeisterung? – 5. Der Drang nach schöpferischer Tätigkeit.

den Kongress des Weltbundes der katholischen Frauenjugend: Was ist der Weltbund? – Worüber sprachen die Frauen? – Dreifache Soli-

darität – Prof. Dondeyne über katholische Einseitigkeit – Der Papst wundert sich – Junge Frauen offener als die alten – Solidarität, ein Kennzeichen der Zeit – Der Katholik ein Weltbürger – Der andere ist nicht nur ein «Mitreisender» – «Oh, ihr Unverständigen» auch heute noch – Frauenprotest gegen den «Vatikan».

Kultur

Zum Film Ingmar Bergmans: Das Schweigen (ein Versuch zur Sachlichkeit): Die verfahrenere Situation – Die Frage der Opportunität – Der Sinn des Films innerhalb der Trilogie – Die «Hand» und «Bach» – Die negative Gegenwart Gottes bis zum Exzeß – Esther und Anna – Und das Kind – Deutung: Das der Erlösung vorausliegende Schweigen – Ein aufrichtiges Werk – Aber es verletzt den guten Geschmack – Jugendliche negative Reaktionen mit einer Ausnahme.

Entwicklungshilfe

Östliche Gedanken zur westlichen Hilfe:

1. Unsere Hilfsprogramme richten sich nach den Berichten von Entwicklungstouristen und Diplomaten – So wundert man sich über den Mißbrauch der Gaben – 2. Wie aber urteilt das einfache Volk? – a) Man ist beleidigt, wenn man etwas erhält – Ein Beispiel, wie man es machen sollte – Zusammenarbeit, nicht Schenken! – b) Leistung gilt, Geldverteilen wird verachtet – Russe und Amerikaner – c) Uneigennützigkeit stößt auf Unglauben – d) Wer hilft, hat ein schlechtes Gewissen – 3. Erlauschte Vermutungen – 4. Eine gründliche Studie wäre notwendig!

Hinter dem Eisernen Vorhang

Sowjet-Jugend heute – das große Fragezeichen (2. Teil): 3. Differenzierung nach geographischen und sozialen Gesichtspunkten – In der Stadt: der moralische Zerfall – Die Stiljagi oder Halbstarcken.

KOMMENTAR

Grundsätzliche Erwägungen zur Frage der Automation

Die technischen und nationalökonomischen Überlegungen zeigen eindeutig, daß, wenn wir unsere Produktivität und Produktion ohne übermäßigen Rückgriff auf fremde Arbeitskräfte steigern wollen, wenn wir den Lebensstandard heben wollen, wenn die Volkswirtschaft einigermaßen auf der Höhe der Zeit sein will, die Automation – oder sagen wir neutraler: eine sehr starke Rationalisierung, in der die Automation nur eine bestimmte Form darstellt – eine unumgängliche Notwendigkeit bedeutet. Was ist grundsätzlich zu diesem ganzen Problem zu sagen? Es handelt sich hier keineswegs um eine rein technische oder nationalökonomische Sache, sondern um die Frage, was mit den Menschen in dieser automatisierten Welt geschehe. Was geschieht mit dem Menschen, mit seinen Fähigkeiten, seinen Bedürfnissen, seinen Sehnsüchten, seiner Einstellung zur Arbeit und seiner Einstellung zum Mitmenschen in dieser automatisierten Welt? Und da ist auch die Frage zu stellen: Können, dürfen, sollen wir das alles akzeptieren, was die Automation für den Menschen bringt?

Entspricht die Automation der Natur?

Zunächst ist die katholische Kirche dafür bekannt, daß sie ein ganz besonders intensives Verhältnis zur Natur hat. Immer wieder wird die Frage gestellt, entspricht das der Natur, was

hier geschieht, oder entspricht es ihr nicht, widerspricht es ihr vielleicht?

Die Automation scheint nun zunächst von der Natur wegzuführen, sie zu vergewaltigen, sie auf ganz spezialisierte Produktion einzuengen. Darum ertönt immer wieder der Ruf der Literaten, der Sozialphilosophen, der Kulturkritiker: «Zurück zur Natur!» Wir müssen aber festhalten und gerade heute kräftig unterstreichen, daß zur Natur des Menschen nicht bloß die Biologie gehört, sondern wesentlich auch sein Verstand und sein freier Wille. Verstand und Wille werden aber stets versuchen, die Natur immer mehr in die Hand zu bekommen, sie nach des Menschen Willen zu lenken, sie auszubauen, sich selbst die Arbeit zu erleichtern, womöglich Stufen höher zu steigen bis hin zur Weltraumfahrt, den Kreis der Erde zu sprengen und irgendwie in das Ganze, in das Universum hinauszudringen, nicht, um da bloß die Dinge anzuschauen und sich daran zu freuen, sondern um die Welt zu beherrschen. Wir wollen und sollen die Welt uns nutzbar machen, wie der Schöpfungsauftrag lautet nach der Genesis: «Machet Euch die Erde untertan», und dazu gehört zweifellos auch die Maschinenwelt, genauso wie die Welt der Kunst, der Dichtung, der Sprache und viele andere Welten.

Immer unabhängiger von der Natur, immer abhängiger vom Menschen

Wenn wir die Automation noch kurz in die Geschichte der Technik der Menschheit überhaupt einblenden wollen, dann

kann man etwa folgendes sagen: Am Anfang steht der Mensch sozusagen mit bloßen Händen der Natur gegenüber. Er ist sehr abhängig von den Kräften der Natur, von der Witterung, von der Sonne, von dem, was sie von sich aus hervorbringt oder nicht hervorbringt, vom Klima, vom unmittelbaren Gebrauch der Rohstoffe, wie die Natur sie liefert. All dem ist er fast ohnmächtig ausgeliefert. Aber er ist relativ unabhängig vom Menschen, die Räume sind sehr locker besiedelt, die Familien wandern über die ganze Erde hin, vielleicht in Horden, aber die Abhängigkeit von einem gesellschaftlichen Gefüge ist in den Urzuständen ohne Staat und Organisationen relativ gering. Die ganze Entwicklung geht nun dahin, daß der Mensch immer unabhängiger wird von der Natur, aber gleichzeitig immer abhängiger von anderen Menschen, vom Gesellschaftsgefüge, von den Produktionsmethoden, vom Stand der Wirtschaft, der Konjunktur, des Staates, der Mode, den geistigen Strömungen, kurzum, immer abhängiger von der menschengemachten Welt. Wir sind sehr wenig abhängig, und in Zukunft vielleicht noch weniger abhängig von bestimmten Rohstoffen, da wir uns die Rohstoffe selber umzugestalten vermögen, beinahe nach Belieben. Grundsätzlich sind wir ja in der Atomphysik und Chemie so weit, sozusagen aus allem alles machen zu können. Wir sind auch in den übrigen Belangen, der Witterung, dem Licht, dem Tag und der Nacht, den Jahreszeiten, der geographischen Lage gegenüber immer unabhängiger geworden. Aber dafür hat sich ein Riesenapparat aufgebaut, von Menschen gemacht, von Menschen manipuliert, und dieser Apparat versucht seinerseits den einzelnen Menschen immer mehr in seine Gewalt zu bringen. Diese gewaltige Dialektik muß man sehen und zunächst einmal akzeptieren: immer unabhängiger von den Gegebenheiten der Natur, immer abhängiger von dem, was der Mensch und die Gesellschaft gemacht hat, was sie will, was sie tut.

Wenn wir das anwenden auf die Probleme der Automation, so müssen wir vom Menschen her zwei Gruppen von Problemen unterscheiden. Das eine sind mehr soziale Probleme, das andere die persönlichen Probleme des einzelnen in der Automatik arbeitenden Menschen.

Die sozialen Probleme der Automation

Zunächst die sozialen Probleme. Als erstes Problem hat man immer wieder die drohende Arbeitslosigkeit gesehen. Wo früher 380 Menschen arbeiteten, machen die gleiche Arbeit heute 20 Menschen. Man wird noch die Arbeit hinzuzählen müssen, die es gebraucht hat, um diese Maschine zu erfinden, zu produzieren und einzurichten. Trotzdem benötigt man für die gleiche Leistung nur noch einen Bruchteil der Arbeit von früher. Daraus hat man in der ersten Welle der Automation einschneidende Wirkungen abgeleitet. Es kamen weitausgreifende Sozialisierungspläne. Doch das alles hat sich überholt. Ein Kern war zwar richtig, nämlich der, daß das Problem der Automation nicht mehr nur ein Problem der einzelnen Unternehmungen, ihrer Rentabilität oder auch der Genialität ihrer technischen und kaufmännischen Führer, sondern zugleich ein großes, gesellschaftliches Problem ist. Aber das gesellschaftliche Problem liegt auf ganz anderen Ebenen.

Die Automation selbst schafft wieder neue Bedürfnisse und neue Arbeitsplätze, neue Möglichkeiten und neue Ansprüche auf Freizeit, Bildung, Komfort. Nicht Arbeitslosigkeit, sondern ganz im Gegenteil eine äußerste Anspannung von Kräften ist herbeigeführt worden.

Das Verteilungsproblem

Durch die Automation vermögen wir sehr viele Güter zu produzieren, und zwar in einem ganz außerordentlichen Ausmaß. Wenn man den Technikern freien Lauf ließe und wenn man den Mut hätte, einfach zu investieren, dann würden wir zunächst einmal, irgendeinen abgegrenzten Raum vorausgesetzt, eine ungeheure Masse von Produkten bekommen. Damit

würde sich die zweite Frage stellen, wie diese Produkte richtig verteilt werden. Das soziale Problem lag anfänglich in erster Linie bei den arbeitenden Menschen. Heute scheint sich das Problem immer mehr auf den Konsumenten zu verlagern. Wo und wie, in welcher Form, in welchem Ausmaß gibt man den Leuten Geld in die Hand, daß sie das auch konsumieren können, was wir zu produzieren vermögen. Hier hat sich wohl in der Nationalökonomie und – wie mir scheint – auch in der Sozialethik eine gewisse Umstellung vollzogen. Während man früher vor allem das Verhältnis des einzelnen arbeitenden Menschen zu seinem Arbeitgeber betrachtete – je nachdem wie viel er für ihn leistet, so viel bekommt er auch Lohn –, ist der Lohn heute immer mehr konzipiert als eine Teilnahme am gesamten Sozialprodukt. Das ist eine echte «Sozialisierung» des gesamten Lebens, eine echte Sozialisierung der Wirtschaft nicht durch Übergang der Produktionsmittel in die sogenannten Hände der Gesellschaft, wohl aber in dem Sinn, daß die Interdependenz von Lohn und Kaufkraft, von Kosten und Kaufkraft immer intensiver verspürt und immer wichtiger genommen wird. Wenn man das nicht konsumieren kann, was man produziert, dann stehen wirklich alle Räder still. Von hierher kommt sicher ein starker Druck auf das Verteilungsproblem, der noch verstärkt wird durch die Fülle der Güter, die mit automatischen Maschinen produziert werden können. Man wird sich nicht wundern dürfen, wenn die Arbeiterschaft spürt, vielleicht im falschen Moment, aber im ganzen doch richtig, daß diese so mechanisierte, so rationalisierte Gesellschaft überhaupt nicht existieren kann, wenn nicht auch ein ganz massiver, breit gelagerter Massenkonsum ermöglicht wird. Wir haben vielleicht die Methode noch nicht ganz gefunden, um diese Verteilung richtig, gerecht und in der nötigen Breite vorzunehmen.

Wird der Mensch ruiniert?

Der Mensch hält eine Zeitlang, etwa durch eine Krisenzeit, eine Übergangsperiode hindurch, sehr viel aus, sehr viel mehr, als die Romantiker und die Literaten wahrhaben wollen. Das hat man im Krieg erlebt durch 4 Jahre der ungeheuersten Strapazen und Entbehrungen hindurch; die Menschen sind dabei gesund geblieben. Sie halten eine Zeitlang sehr viel aus – wenn es sein muß. Aber wenn es nicht sein muß, wenn die Notwendigkeit nicht eingesehen wird, dann rebelliert der Mensch, und er wird schließlich dem Apparat, der scheinbar zu seinem Nutzen aufgebaut worden ist, Sand ins Getriebe streuen oder ihn zerschlagen.

Die Arbeiterschaft müßte hier sehr hellhörig werden. Manche Lohnforderungen meinen nach der Überzeugung aufmerksamer Beobachter im Grunde genommen gar nicht mehr Lohn, sondern sind, bewußt oder unterbewußt, Ausdruck der Unzufriedenheit, weil man sich nicht genügend als Mensch gewertet fühlt im Arbeitsvollzug. Man fühlt sich als Mensch nicht ausgelastet, nicht vollrund beschäftigt, und dann macht sich an irgendeiner Stelle dieser Ärger Luft, es gibt Streiks, Revolten, unsinnige Lohnforderungen, passiven oder aktiven Widerstand, die ihre eigentliche Ursache gar nicht in dem haben, was augenblicklich geltend gemacht wird, sondern in dem berühmten Malaise, in jener tieferen inneren Unzufriedenheit, die unsere ganze Kultur zu verseuchen und zu vergiften droht. Der Mensch fühlt sich irgendwie nicht ganz als Mensch genommen, und so sehr man gewissen modernen Künstlern gegenüber Skeptiker sein mag, sie bringen in ihren bizarren Gemälden doch oft zum Ausdruck, daß der Mensch in unserer Welt aufs äußerste gefährdet oder schon zerstört sei.

Woran denkt der Unternehmer?

Diese Frage ist gerade bei der Automation außerordentlich ernst. Erträgt der Mensch das, was da geplant, zum Teil schon produziert ist? Herr Direktor Nordhoff vom Volkswagenwerk begann seinen Vortrag an der Eidgenössischen Technischen Hochschule in Zürich vor den Wirtschaftsführern der Schweiz

und den Professoren der ETH mit der Frage: «Woran denkt der Unternehmer, wenn er nicht schlafen kann in der Nacht?» Nordhoffs Antwort lautete: «Ich kann nicht sagen, was andere Leute beschäftigt, aber ich will Ihnen sagen, was mich beschäftigt. Mich beschäftigen nicht die technischen Probleme, nicht die Finanz- und Absatzprobleme, sondern die Frage, wie es den Menschen in meinem Betrieb geht.» Der Mann hat immerhin die Verantwortung für ein erfolgreiches Riesenunternehmen, für 80 000 Menschen unmittelbar und vielleicht ebensoviel tausend Menschen mittelbar, die als Familienangehörige, als Zulieferanten und Kunden dem Unternehmen verbunden sind. Diese Frage nach dem Menschen beschäftigt nicht nur Nordhoff, sondern auch viele andere Wirtschaftsführer, sofern und soweit sie echte Menschen geblieben sind. Sie fragen sich: was geschieht eigentlich mit den Menschen, wenn wir so weitermachen? Eines der Vorstandsmitglieder der Firma Brown, Boveri & Co. hat mit seinen leitenden Leuten ein Wochenende unter dem Motto: «Was ist der Sinn des Lebens?» veranstaltet. Die Männer haben ein Bedürfnis, sich zu fragen: Was tun wir eigentlich – genügt Produzieren allein? Der Betrieb ist wirklich, ob er will oder nicht, auch Menschenformer. Und es ist die Frage: was für Menschen formt er?

Einige Sachprobleme

► Die Automation nimmt dem Menschen die schwere manuelle Arbeit ab, zum Teil schaltet sie ihn von der unmittelbaren Produktion überhaupt aus. Das bedeutet zweifellos zunächst eine gewaltige, dankbar begrüßte Erleichterung. Aber alle menschlichen Dinge haben ihre Kehrseite. Wenn man sie ins Extrem treibt, schlagen sie ins Gegenteil um. Der Mensch ist zuerst froh, daß er von der schweren körperlichen Arbeit entlastet wird. Wenn man ihn aber zu weit entlastet und er dann überhaupt keine körperliche Betätigung mehr hat, sondern nur noch den Schreibtisch oder das Schaltpult oder das Auto, dann geht der Mensch zugrunde. Die Entlastung von manueller Arbeit ist ein Fortschritt, den man begrüßen, deren Schattenseiten man aber anderweitig kompensieren sollte.

► Zweifellos ist auch die Sicherheit der Arbeit durch die Automation größer geworden: Nach Überwindung einiger Anfangs- und Anlaufschwierigkeiten geschehen im automatisierten Betrieb unvergleichlich weniger körperliche Unfälle als früher. Man braucht nur an ein Stahlwerk, an die Holz- oder Metallverarbeitung, an die chemische Industrie, an die Warn- und Signalanlagen mit automatischen Sicherungen zu denken. Auch hier sind großartige Fortschritte erzielt worden.

► Ein drittes Problem ist die Monotonie des Arbeitsvollzuges. Es zeigt sich: je monotoner eine Arbeit ist, desto leichter läßt sie sich automatisieren. Denn Monotonie bedeutet die ständige Wiederkehr der gleichen Arbeit, des gleichen Handgriffes, der gleichen Manipulation, und gerade das kann man am schnellsten und relativ auch am billigsten automatisieren. Auch dies ist zweifellos ein menschlicher Fortschritt. Aber da fragen sich schon manche Menschen, was machen wir in Zukunft, zumal wenn auch noch die Landwirtschaft rationalisiert und mechanisiert wird? Es gibt eine Reihe von weniger begabten Menschen, denen es bei einer möglichst einfachen Arbeit am wohlsten ist. Das ist übrigens allen Literaten zum Trotz gar nicht so geistlos wie es aussieht – es kann sogar eine Entlastung des Geistes für andere Betätigungen sein.

Vom Sinn der Freizeit

Wenn es wahr ist, daß die Automation eine gewaltige Steigerung der Produktivität herbeiführt, und wenn wir nicht in der Produktion oder in den Produkten ertrinken wollen, dann müssen – und dürfen wir wohl – weniger arbeiten. Eine echte Vermehrung der freien Zeit, eine Freisetzung menschlicher Energien für andere Tätigkeiten wäre ein menschlicher Fortschritt. Bloße «Freizeit» ist für viele nur ein Loch in der Arbeit,

aber Freisetzung von Energien für etwas anderes könnte eine echte Kompensation gegen die einseitige Beanspruchung des Menschen in der modernen Arbeitswelt sein, nicht zuletzt auch in der Automation. Manche Härte ist unvermeidbar. Der Mensch braucht mehr freie Zeit, weil wohl die körperliche Beanspruchung geringer, die nervliche, Aufmerksamkeit heischende aber viel größer ist. Mehr freie Zeit kann freilich nicht einfach Nichtstun, nur Entspannung bedeuten. Das ist des Menschen nicht würdig. Freizeit muß Freiheit für Ergänzung, Vertiefung, mehr Menschsein bedeuten.

Warum lesen hochbeschäftigte Menschen so gerne Kriminalromane? Sie wollen in eine ganz andere Sphäre hinüberwechseln und bringen dort Saiten zum Klingen, die sonst erlahmen und rosten. Echte Entspannung ist für den Menschen Spannung auf etwas ganz anderes hin. Freizeit muß echte Kompensation anbieten. Eine erste Form solcher Entspannung ist der Sport. Wenn man sich mit einem Mindestmaß an Wohlwollen fragt, was die Leute am Sport so fasziniert, der oft so geistlos scheint und bisweilen wohl auch ist, so wird man zugeben, daß es bei manchen wohl Geistlosigkeit und innere Leere ist, bei anderen aber diese notwendige Kompensation. Alles andere kann man mit Maschinen machen, aber beim Sport, da muß der Mensch selbst etwas leisten. Da zeigt sich, was er selbst zu leisten imstande ist. Es hat sich ferner gezeigt, daß in dieser Zeit, in der sowohl die Produktion von Konsumgütern als auch die freie Zeit zunimmt, trotz allen Befürchtungen viel mehr Bücher gelesen werden als je zuvor. Die Buchhändler, die zunächst große Angst vor den Taschenbüchern hatten, erklären, daß nicht nur das Taschenbuch, sondern auch das große, solide Buch mehr Leser gefunden hätte. Man hat auch die Erfahrung gemacht, daß Schallplatten, und zwar auch die großen klassischen, nicht bloß von den Teenagern, sondern auch von anderen Leuten gekauft werden, und zwar von Kreisen, die früher nie in ein Konzert gegangen sind und sich niemals mit Musik abgegeben haben. Heute hat beinahe jede Arbeiterfamilie ein Radio, einen Fernsehapparat, ein Tonbandgerät oder einen Plattenspieler. Am Anfang ist das natürlich eine gewisse Art von Snobismus; aber wir wollen nicht hochmütig die Nase darüber rümpfen. Allmählich bildet sich da ein ganz echter Geschmack heraus; es kommt nicht von ungefähr, daß auch die Konzerte sehr stark besucht werden. Trotz mancher übler Erscheinungen, die das Gegenteil zu beweisen scheinen, darf man feststellen, daß Geschmack und Bedürfnisse verfeinert worden sind. Im Ruhrgebiet sieht man, daß die Amateurbühnen einen neuen Aufschwung erleben. Dasselbe gilt für die Hausmusik, trotz – oder vielleicht wegen? – Funk und Schallplatten.

Der Drang nach schöpferischer Tätigkeit

Es regt sich wieder der Drang zu schöpferischen Tätigkeiten als Ausgleich dafür, daß die meisten Menschen im Produktionsablauf nicht mehr denken dürfen. Zwar müssen sie im automatisierten Betrieb aufpassen, sehr genau aufpassen, aber es ist kein schöpferisches Denken mehr. Sie können nicht mehr wählen und frei gestalten, sondern alles muß nach Vorschrift, nach Vorgabe, nach Vorlage gemacht werden. Nun suchen sich die schöpferischen Kräfte andere Betätigungsfelder. Man wird oft mit bemerkenswertem Geschmack wieder wählerisch in der Wohnung, der Mode, der Auswahl der Möbel, der Kleidung, der Unterhaltung. «Do it yourself» ist zum Schlagwort geworden, nicht nur, um Geld zu sparen oder weil man die Handwerker beinahe nicht mehr kriegt und froh ist, wenn man selber einen Schalter reparieren und das Radiogerät wieder in Ordnung bringen kann, sondern es ist der Stolz und die Freude, etwas selber, nach eigenem Kopf, eigenem Plan und eigenem Können vollbringen zu dürfen. Schließlich wäre hier noch das Reisen zu nennen. Gewiß gibt es natürlich auch hier eine Mode und einen Massensport. Zunächst einmal trinken sich die Leute voll mit allen möglichen Bildern; aber letzten Endes ist das Reisen doch wohl auch gedacht als das Ausschwärmen der

Phantasie in eine andere Welt, weil die eigene Welt etwas zu sehr beengt ist.

Wir müssen, soweit die Arbeit selbst nicht menschlicher zu gestalten ist, dem arbeitenden Menschen anderweitig den nötigen Ausgleich verschaffen. Sonst könnte sich bei fortschreitender Automation die bittere Tatsache in anderer Form wiederholen, die schon Papst Pius XI. so sehr beklagte: «Während der tote Stoff veredelt die Werkstätten verläßt, werden die Menschen dort an Leib und Seele verdorben.»

Hier stellt sich eine ernste Forderung der Gerechtigkeit, der Wahrung und Erhaltung edler Menschenwürde. Es gibt Posten, an denen der Mann jede zweite Stunde abgelöst werden muß, schon aus Sicherheitsgründen, weil bei nachlassender höchster Aufmerksamkeit sowohl Mann wie Maschine gefährdet werden. Das wohlverstandene Interesse des Betriebes geht mit der Erhaltung des Menschen parallel. Es müssen aber noch viel weitergehende Überlegungen zur Erhaltung des Menschen gemacht werden, nicht nur in der Vermehrung und sinnvollen Gestaltung der Freizeit, sondern auch in der Gestaltung der Arbeit selbst, der Arbeitsbedingungen und der Arbeitsräume.

Automatisierte Welt und Berufsethos

Das alte Berufsethos des Schreiners, der da seinen schönen Schrank gemacht hat, ist in einem automatisierten Betrieb nicht mehr möglich. Es wäre einfach ein Krampf, ihm ein solches Arbeits- oder Berufsethos beibringen zu wollen. Für viele von diesen Menschen wird die Arbeit richtigerweise zum «Job». Das sollten wir überwinden, so gut es möglich ist, doch für viele wird das stets so bleiben. Ein echtes Arbeitsethos ist nur dann möglich, wenn der Mensch viel stärker das Bewußtsein bekommt, am Gesamterzeugnis mitzuarbeiten und nicht bloß diese oder jene Schraube einzudrehen, diesen Metallkörper aufzusetzen, jenes Blech hineinzuschieben. Das ist aber durchaus möglich; nur müssen wir dazu von der individualistischen Berufskonzeption abkommen und uns immer wieder sagen: Ich bin einer von denen, die dazu beitragen, daß man Lokomotiven, Radios, Fernsehgeräte, Flugzeuge, Mondraketen herstellen kann. Wenn meine Leistung noch so bescheiden ist, sie ist ein Beitrag zum Ganzen. Da kann auch in unserer Industriegesellschaft ein echter Berufsstolz emporkeimen, und das müßte doch wohl in viel stärkerem Maße geschehen.

Wir möchten mit einer kurzen, völlig anderen Betrachtung schließen. Die größten Automaten, die es gibt, hat nicht der Mensch, sondern Gott der Herr, der Schöpfer gebaut, sowohl im kleinen Atom wie im Weltall, in den Sternen. Sie funktionieren mit einer unerreichbaren Präzision seit Milliarden von Jahren. Aber das Wertvollste in diesem ganzen kreisenden Weltall ist und bleibt für den Schöpfer der Mensch, der auf dem kleinen Kügelchen Erde seine Freiheit betätigt, der zu lieben, zu danken, zu singen und frei sich hinzugeben vermag. Und wenn uns unsere Automation dahin führt, echte menschliche Energien freizusetzen, statt sie einzustampfen, dann ist die Automation auch menschlich, ethisch und religiös ein wahrer Fortschritt.

J. David

Frauenjugend tagt in Rom

«Die Jugend auf dem Weg zur christlichen Solidarität» lautete das Motto des Weltkongresses, den der «Weltbund der katholischen Frauenjugend» vom 31. März bis 5. April soeben veranstaltet hat.

Zur Geschichte: Es handelt sich bei dieser Vereinigung um einen jener internationalen Verbände, die seit 1927 bzw. (in ihrer heutigen Gestalt) seit 1953 in der Konferenz der O.I.C. (Organisations Internationales Catholiques) zusammengeschlossen sind. Die Konferenz hat ihr permanentes Sekretariat in Freiburg (Schweiz); ihre Bedeutung über den innerkatholi-

schen Bereich hinaus dürfte durch das Informationszentrum bei den Vereinten Nationen in Genf und das Koordinationszentrum bei der Unesco in New York hinreichend unter Beweis gestellt sein.

Man kann sagen, daß die «Fédération Mondiale de Jeunesses Feminines Catholiques» einen der ältesten dieser internationalen Organismen darstellt. Zunächst freilich bildeten «die Jungen» nur eine Sektion (seit 1926) einer Internationalen Union weiblicher katholischer Verbände. Seit 1947 jedoch ist der Weltbund der Katholischen Frauenjugend autonom. Seinen ersten Weltkongreß hielt er in New York 1954 ab; es folgten weitere 1956 in Rom, 1957 in Mexiko und nunmehr hat man sich auf einen Rhythmus von je vier Jahren festgelegt, während der Internationale Statutenrat alle zwei Jahre seine Generalversammlung (mit ca. 130 Delegierten aus aller Welt) abhält. In der Generalversammlung legen die einzelnen Kommissionen Berichte vor über die Tätigkeit der angeschlossenen Großverbände (etwa 80 an der Zahl) und suchen, Leitlinien für die nächste Zukunft aufzustellen. Auch die Wahl der Präsidentin obliegt dem Statutenrat. Wie man sieht, handelt es sich nicht um einen schwerfälligen bürokratischen Apparat, nicht um eine viel Geld verschlingende Hyperorganisation mit erstaunlichem Leerlauf, wie das so oft bei solchen Dachverbänden der Fall ist, die dann so leicht sogenannten «Berufslaien» als willkommener Unterschlupf dienen. Hier sucht man, sich in größter Anpassungsfähigkeit an die jeweiligen Umstände mit einem Minimum an Spitzenbeamtinnen zu begnügen und die Initiativen und Anregungen von unten nach oben wirken zu lassen. Alles in allem umfaßt der Weltbund etwa 10 Millionen Jugendliche (vorwiegend im Alter von 20–30 Jahren). Ständige Vertreter (ein Konsultativstatut) besitzt der Weltbund der katholischen Frauenjugend bei den Organisationen der Vereinten Nationen in New York und in Genf (Unesco, Unicef, Ecosoc, d. h. dem Wirtschafts- und Sozialrat der UNO). Ein Beispiel dieser Tätigkeit haben wir in der «Orientierung» vom 15. März dieses Jahres, S. 55 kennengelernt bei Behandlung der religiösen Freiheit im Schoß der Vereinten Nationen.

Der Kongreß: Die Teilnahme übertraf die Erwartungen, ein Zeichen, daß es sich nicht um eine bloße Fassadenangelegenheit handelt. 450 Teilnehmerinnen aus 32 Ländern waren gemeldet, worunter allein aus der kleinen Schweiz 10; aus deutschsprachigen Gebieten und Spanien je 50, aus Lateinamerika 75, aus Frankreich 20. Insgesamt sollten 32 Länder aus allen Kontinenten vertreten sein. Tatsächlich erschienen über 500 Teilnehmerinnen (der «Osservatore Romano» spricht sogar von «ungefähr 700») aus 37 Ländern.

Als Thema hatte man die Weltsolidarität gewählt, und zwar in den drei Gedankenkreisen: Solidarität zwischen den sozialen Milieus; Solidarität und religiöse Überzeugung; Solidarität zwischen Völkern und Rassen. Mit großem Freimut wurde in den 12 Arbeitsgruppen eine gewisse immer noch fühlbare Tendenz der Katholiken, sich abzuschließen und zu isolieren, festgestellt, eine gewisse Befangenheit in übernommenen Vorurteilen anderen Religionen und Rassen gegenüber. Man übersah dabei auch nicht die ganz konkreten Schwierigkeiten, die oft ein Zusammengehen mit anderen erschweren. Während zum Beispiel die Vertreterinnen der jungen Staaten Senegal und Kenia von einer bereits gut fundierten Zusammenarbeit des Islam und der Katholiken, zumal in jugendlichen Kreisen, berichten konnten, zeigte es sich, daß in anderen fast rein islamischen Gebieten so gut wie keine Dialogmöglichkeit besteht. Die ganze Einstellung, die sich aber in diesem Kongreß durchsetzte, zeigt ein Wort von Prof. Dr. A. Dondeyne in der diesjährigen Festschrift des Bundes:

«Unglücklicherweise hat sich die Gewohnheit ergeben, daß, wenn von einer Arbeit, von einem Werk gesprochen oder wenn ein Mensch vorgestellt wird, unsere erste Frage lautet: ist er auch katholisch? Als wenn sich der Wert der Arbeit danach richtete. Herr X, sagen wir, ist ein ausgezeichnete(r) Bürgermeister, er führt seine Aufgaben sehr gut durch, er ist klug, ein Mann von vielen Interessen – aber er ist «Sozialist» oder «Protestant».

Warum dieses «aber»? Warum begnügen wir uns nicht, festzustellen, daß er seine Arbeit gut macht. Es geht nicht an, daß ein Christ einen Teil der Welt für sich beansprucht, von dem Rest aber sich isoliert. Man kann keine «apartheid» einführen.»

Der Papst wundert sich: Vielleicht wundert man sich, daß Frauen, die so sehr das Konkrete und Einzelne bevorzugen, für solch weltweite und planende Interessen sich aufgeschlossen zeigten. Auch Papst Paul VI. wunderte sich. Am Samstag, dem 4. April empfing er den Kongreß in Audienz und sagte in seiner französischen Ansprache:

«Wir haben uns gefragt, ob das von Ihnen gewählte Studienthema dem Alter, der Gedankenwelt und den Interessen junger Frauen auch entspricht und ob es imstande wäre, der weiblichen Jugend von heute im praktischen täglichen Leben irgendwie zu nützen. Weibliche Jugendbewegungen wenden sich doch mit Vorliebe anderen Dingen zu: Fragen der Erziehung, des Gemütslebens, der Freundschaft, der Zukunft der jungen Frau.

Wenn man aber genauer zusieht, gewahrt man, daß die Wahl dieses Themas durchaus klug und angebracht war. Erstens weil heute alle Welt von Solidarität, Universalität, Ökumenizität spricht. Es ist geradezu eines der Kennzeichen unserer Zeit, daß alle Menschen die großen Lebensfragen auf internationaler, ja weltweiter Ebene diskutieren und eine planetarische Lösung finden wollen. Und das ist nicht nur eine Eigenart der Erwachsenen; auch die Jungen wollen daran Anteil haben, und man kann sogar sagen, daß sie in einem gewissen Sinn für den Drang nach einer universalen Solidarität offener und zugänglicher sind. Und deshalb wundern wir uns eigentlich doch nicht, daß Ihre Vereinigung dieses für unsere Epoche so charakteristische Phänomen zum Studienobjekt – für einmal! – gewählt hat. Es läßt Sie ein, das Leben mit einem katholischen Blick zu überschauen und kein Volk, keine Rasse, keinen Kontinent von dieser Schau auszuschließen. Gerade weil Sie katholisch sind, darf kein Horizont Ihren Blick einschränken oder begrenzen. Jene, die glauben, daß die katholische Erziehung unsere Fähigkeit, das Universale zu sehen und zu begreifen, einengt, irren gewaltig. Der Christ hat den Sinn für alles, für das Ganze! Der Katholik ist nirgendwo fremd: er ist Weltbürger!

Zweitens hat das moderne soziale Leben die Beziehungen der Menschen untereinander vervielfacht und sie voneinander abhängig, «interdependent» werden lassen, und das ist ein weiterer Beweggrund, Ihr Auge auf das Universelle zu richten und Ihren Austauschbeziehungen diese Weite ohne Grenzen zu geben. Auch hier hat die katholische Erziehung durch die ihr eigenen Formen und Kräfte ein Wort mitzureden. Denn wenn es auf den ersten Blick ein Leichtes scheint, sich den Reichtum der Austauschmöglichkeiten, die uns das moderne Leben so überreich anbietet, zunutze zu machen, so werden diese Verbindungen doch nur mit Hilfe des christlichen Geistes, den man ihnen einflößen muß, zur vollen Entfaltung gelangen. Es braucht nämlich eine unablässige Anstrengung, wenn man den Egoismus und Eigennutz überwinden will. Es braucht vor allem ein christliches Herz und eine christliche Gesinnung, die es versteht, die anderen nicht als Fremde, nicht als Gegner oder gar Feinde, nicht als bloße «Mitreisende», sondern als Geschwister, als Personen anzusehen, denen wir Gutes tun sollen. Man muß es lernen, zu geben, das heißt zu lieben, und zwar deshalb, weil wir Kinder Gottes und Geschwister Jesu Christi sind. So wird das Christentum zur Lebensschule: es formt großmütige Herzen, große Seelen.»

«Oh ihr Unverständigen»: War bis dahin dem Kongreß ein durchaus günstiger Verlauf beschieden, der sich wie eine frühe Frucht des Konzils ausnahm, so mischte sich in die an den 5. April anschließende Generalversammlung des Statutenrats ein unverständlicher, um nicht zu sagen häßlicher Zug. Die Präsidentin, die Holländerin Fräulein Rie Vendrik, die acht Jahre dieses Amt innehatte, nahm ihren Rücktritt. Der Papst hatte ihre Tätigkeit mit hohem Lob in aller Öffentlichkeit bedacht. Der Vorgang war durchaus normal. Noch wenige Tage vor der Neuwahl hatte die Presse geschrieben:

«Es ist keine Frage, wer die nächste Präsidentin sein wird. Es ist die bisherige Schatzmeisterin des Weltbundes, die Holländerin Twaalfhoven. Obwohl natürlich satzungsgemäß eine Wahl stattfinden wird, zweifelt niemand an diesem Ergebnis. Fräulein Twaalfhoven kennt die ganze Welt, da sie als Delegierte an allen Kongressen der letzten 20 Jahre teilgenommen, sie spricht fließend alle modernen Weltsprachen, sie sprüht Vitalität, ist überaus aufgeschlossen, strahlt wohlthuende Menschlichkeit aus, so daß alle sie als die bestgeeignete Persönlichkeit ansehen.»

Tatsächlich aber kam es anders. Am Tag vor der Wahl – völlig überraschend für die 130 Delegierten – zog Fräulein Beb Twaalfhoven ihre Kandidatur für das Präsidialamt zurück. Als neue Kandidatin erschien die Argentinierin Margerita Moyano. Anlaß für diesen entscheidenden Schritt war ein «vom Vatikan» geäußertes Wunsch! Es fragt sich, wer im Vatikan diesen Wunsch dem Statutenrat übermittelte oder zu übermitteln berufen war. Protektor des Weltbundes ist der hochbetagte Kardinal Pizzardo. Als eigentlicher Motor aber erscheint die päpstliche Kommission für Lateinamerika, die Pius XII. 1958 ins Leben rief, um die Probleme Lateinamerikas zu studieren und dem mit schweren Problemen ringenden Katholizismus jener Länder beizustehen. Ihr Vizepräsident und eigentlicher Leiter ist Msg. Samoré, der energische Sekretär des Staatssekretariates für außerordentliche Angelegenheiten. So nützlich diese Kommission in ihrer Grundkonzeption auch ohne Zweifel ist und so viel sie gewiß auch für diesen Kontinent geleistet hat, so verstummen doch die Klagen (auch von Seiten der CELAM, d. h. der Südamerikanischen Bischofskonferenz) nicht, über die allzu zentralistischen und dirigistischen Tendenzen derselben. Diese wirkten sich also auch hier unheilvoll – wenn auch gut gemeint – aus, und zwar um so schlimmer, als es sich bei dem Weltbund der katholischen Frauenjugend, wie wir gesehen haben, um eine von unten nach oben gewachsene und auf diese Weise zu Ansehen und Kraft gelangte Organisation handelt. Offenbar wollte die Kommission für Lateinamerika die Bewegung in jenen Ländern stärken. Auch die Arbeitskommission des Weltbundes bemerkte, daß den Mädchen Südamerikas das Verständnis für andere Nationen weithin abgehe, daß die sozialen Gegensätze sehr stark ausgebildet und die Kräfte zu ihrer Überwindung schwach seien, daß zumal die Ureinwohner Südamerikas, die Indios, sich überhaupt isoliert halten. Der Weltbund hatte, um diesen Übeln zu steuern, beschlossen, in Zusammenarbeit mit der Unesco 1965 in Bolivien und in Mexiko eine Reihe von freiwilligen Arbeitslagern für Mädchen durchzuführen, die auf bereits gemachte Erfahrungen zurückgreifen. Ebenso hatten europäische Länder sich erboten, südamerikanischen Stipendiatinnen beizustehen usw. Das alles waren Initiativen von unten her, aus den Kreisen des Bundes selbst. Sie können unter dem Druck von oben, der die demokratische Struktur der Organisation durch das Aufnötigen einer südamerikanischen Präsidentin tangiert, nur leiden.

Wie sehr dieser Druck tatsächlich von den Delegierten schmerzlich empfunden wurde, zeigt das Wahlergebnis. Es ergab zwar 69 Stimmen für die vom «Vatikan» gewünschte Präsidentin, Frl. Moyano; denen aber 52 Stimmenthaltungen und 8 ablehnende Stimmen neben einer ungültigen gegenüberstehen. Man kann der tapferen Frauenjugend seine Achtung nicht versagen, wird aber kopfschüttelnd zugleich in die andere Richtung den österlichen Ruf kaum unterdrücken können: «Oh, ihr Unverständigen.» E. W.

DAS SCHWEIGEN

(Erwägungen zum neuen Film von Ingmar Bergman)

(Überall, wo der Film «Das Schweigen» läuft, ist er die große Sensation. Erst recht natürlich dort, wo er scharf angegriffen wird. Da es sich hier keineswegs um ein übles Machwerk handelt, so sehr man auch über den Film verschiedener Ansicht sein kann, wollen wir in einem zweifachen Schritt unsere Leser informieren. Erstens bringen wir mit dem vorliegen-

den Beitrag eine Hinführung in den Sinn des Werkes, nicht nur in den vom Autor beabsichtigten, sondern in den wirklich darin enthaltenen, wobei die negativen Aspekte (Fragen der Opportunität, Mißbräuche durch die Reklame, Fehler im Film selber) zwar keineswegs verschwiegen werden, aber doch in die zweite Linie treten. In der nächsten Nummer werden wir in ei-

nem Kommentar die tatsächliche Wirkung auf das Publikum sowie einen Querschnitt der Kritik zu geben versuchen. Beide Beiträge stammen von Autoren mit hohem Verantwortungsbewußtsein. d. R.)

Wenn wir heute von «Tystnaden» (Das Schweigen) sprechen, so geschieht es nicht ohne Zögern. Der Gegenstand ist überreichlich und stupid vergiftet worden. Das Publikum sieht dieses Werk heute in einem deformierenden Spiegel, der mit der Kunst und mit der Moral sehr wenig zu tun hat. In erster Linie ist es ein sehr fragwürdiges Geschäftsgebahren, das bereit ist, Laster und Tugend, Legalität und Verbrechen gleichermaßen auszubeuten, und für welches die einseitigen Stellungnahmen ebenso wie andere Auswüchse menschlicher Dummheit nur gerade willkommene Zutaten darstellen, welche zum Geschäftserfolg beitragen.

So sind Fronten entstanden, die Geister gegeneinander aufgezetzt. Die öffentliche Meinung hat die Wahl, entweder von einem Skandal der «Immoralität» zu sprechen oder «die Kunst» gegen den «Obskurantismus» zu verteidigen.

Die Frage der Opportunität

Über dieser Alternative wird das Werk vergessen. Und auch die Frage, die bei Gelegenheit dieses Films auf schärfste Weise noch einmal gestellt wird und die definitiv zu beantworten wir im Augenblick nicht fähig sind: In welchem Maße ist der Film in der gegenwärtigen Situation der breiten Besuchermassen (ohne die er nicht leben kann, da enorme Summen eingespielt werden müssen), einer sehr mittelmäßigen Situation, ein adäquates Mittel freien künstlerischen Schaffens? Hier steht das ganze Problem nicht nur der Verantwortung des Künstlers auf, der sich des Films bedient, um sich auszusprechen, sondern auch der Zensur. Wenn letztere tatsächlich nichts anderes ist als ein Hindernis wahrer Kunst, so können andererseits nur Anarchisten und Playboys jenen, welche Verantwortung für die menschliche Gemeinschaft tragen, das Recht und die Pflicht dazu abstreiten. Wenn die Zensur auch weder die Pflicht hat, die Dummheit zu schützen, noch das Recht, das Aufblühen menschlichen Strebens zu beschneiden, so bleibt es andererseits eine Tatsache, daß große Massen infolge fehlender Erziehung und Bildung noch unfähig sind zu einem vernünftigen Urteil und deshalb in äußerster Gefahr stehen, gewisse Ausprägungen, selbst edle und reine, dieses Strebens falsch zu verstehen. «Befreiung» in der konkreten menschlichen Situation kann kaum anders gelingen denn in einem Prozeß geduldig geförderter Entwicklung und aufgeklärten Schutzes. Es muß zugegeben werden, daß bis heute, abgesehen von einigen kleinen Gruppen und Einzelinitianten im Sektor der Erziehung, noch sehr wenige Instanzen der Filmwelt, um nur gerade diese zu nennen, mehr geleistet haben, als das breite Publikum in einer gedankenlosen Euphorie zu wiegen, die es veranlaßt, sein Geld gleichsam in einem pawlowschen Reflex bei jedem Anruf an die Sentimentalität und an ein niederes Bedürfnis nach pseudoreligiösen, pseudoerotischen und grausamen Sensationen aus der Hand zu lassen.

Es ist noch nicht so lange her, daß ein monumentales Werk wie «La dolce vita», diese ätzende Kritik moderner Lebensleere, Millionen von Menschen vorgeführt wurde. Eine loyale und intelligente Vorbereitung hätte diese befähigt, zu verstehen und zu urteilen. Statt dessen lockte man sie nach klassischem Rezept mit der Ankündigung des Bades einer üppigen Vedette und des Striptease durch eine Dame der besseren Gesellschaft. Die seltenen Verleiher und Kinoinhaber, welche den Film nicht auf solche Art verfälscht haben, mögen die Hand hochheben! Und die Kritiker, die das Recht nach künstlerischer Freiheit so betonen, diejenigen, welche diese viel schlimmeren Machenschaften als solche einer gutmeinenden Zensur bloßgestellt haben, mögen dasselbe tun. Und alle jene, welche den Film lieben und sich Rechenschaft geben über alle Formen der Dummheit, die ihn seit 60 Jahren vergiften – über alle Formen, ohne Ausnahme, ohne partiische und sektiererische Auslassung – mögen sich gemeinsam dagegen stellen, bevor sie eine andere Kontroverse beginnen.

Wenn wir uns diesen scheinbaren Exkurs erlaubt haben, so geschah es, um die Mißverständnisse anzutönen, die ein mehr als interessantes Werk umgeben. Wir möchten die Aussagen zusammenfassen mit der Bemerkung, daß unserer Meinung nach ein Werk wie «Tystnaden» nur in einer einzigen Ebene angefochten werden kann, jener der Opportunität des eingesetzten Schaffensmediums «Film» – beim gegenwärtigen Geisteszustand des Publikums, ohne welches das Filmwerk nicht nur nicht rentabel, sondern überhaupt nicht möglich ist. Der Fall läge anders, gäbe es eine Direktfinanzierung und eine gewisse Garantie, daß das Werk normalerweise an ein Publikum ge-

langte, das das Werk lesen könnte. Utopie? Gegenwärtig ja. Vereinfachung des Problems? Vielleicht. Aber eine Vereinfachung, die von jemandem kommt, der soviel Liebe zum Menschen empfindet, um an die Verantwortlichkeit des Menschen zu glauben, der für die menschliche Gemeinschaft und von ihr lebt.

Der Sinn des Films

Auf die Frage nach dem Sinn von «Tystnaden» innerhalb seiner Trilogie gab Bergman seinen Freunden folgende Antwort: «In ‚Wie in einem Spiegel‘ wurde die Frage nach der Gewißheit gestellt, in ‚Licht im Winter‘ nach einer Ahnung, in ‚Tystnaden‘ handelt es sich um eine Negativkopie des Problems.» Die Antwort ist klar für diejenigen, welche die beiden ersten Werke kennen: Es geht um das Problem Gottes und der Liebe, wie auch anderer Werte, die dem Leben seinen Sinn geben. Die Idee von «Tystnaden» hat sich kristallisiert mitten in den Dreharbeiten zu «Licht im Winter». Der Film bekam seinen Platz in dem, was nun eine Trilogie geworden ist, bei Gelegenheit eines Gesprächs im Friedhof von Rättvik. Auf die Frage nach der Beziehung dieses werdenden Films zu «Licht im Winter»: Wie kann ein solcher Film eine Trilogie beschließen? antwortete Bergman: «Es ist doch klar. In ‚Wie in einem Spiegel‘ dominiert die Geschichte der Beziehungen zwischen Gott und der Liebe; dann kommt ‚Licht im Winter‘, der die Kritik dieser Idee bringt und mit einem fundamentalen Mißerfolg endet, mit einem Gebet nämlich zu einem Gott ohne Namen, zu einem Gott jenseits der Formel, zu jenem, der in einer lebendigen Religion zu finden ist (vertreten durch Froelig, den frommen Sakristan in diesem Film). Und dann ‚Tystnaden‘, noch entblößter, eine Welt völlig ohne Gott. Hier bleibt nichts mehr als die Hand, die ‚Kommunion‘ (Gemenskap) und die Musik. Die Hand nennt sich ‚Kasi‘ in der unbekanntenen Sprache, die in Timoka gesprochen wird. Und Bach bedeutet Bach, natürlich‘ (dies die beiden ‚sehr wichtigen‘ Ausdrücke, welche die sterbende Tante Esther dem Kind zum Schreiben aufträgt).» Dann, plötzlich: «Um es klar zu sagen, Anna ist der Leib, Esther die Seele.» Er lacht und murmelt noch: «‚Tystnaden‘, dieser Tumult, der sich zwischen Leib und Seele erhebt, wenn Gott nicht mehr da ist.»

Das Drehbuch ist einfach. Ein Abteil des Zuges, der auf der Fahrt nach Schweden in Timoka anhält, einer seltsamen Stadt, in welcher die Menschen sich unter einem bleiernem Himmel bewegen, erstickt durch die Hitze und durch die Drohungen eines totalen Krieges. Beides ist in den Straßen gegenwärtig. Die beiden Frauen und ein Knabe von neun Jahren, welche sich im Abteil befinden, kennen die Sprache dieses Landes nicht, aber sie müssen eine Rast einlegen. Esther (Ingrid Thulin), die nichtverheiratete Schwester, ist zu krank. Mit ihrer Schwester Anna (Gunnel Landblom), einer jungen, verheirateten Frau, und ihrem kleinen Sohn Johann (Jörgen Landström) bezieht sie ein Zweitklasshotel mit großen, niedrigen Zimmern und teppichbedeckten Gängen, die ein bedrückendes Labyrinth bilden. Die einzigen Gäste scheinen einige Zwerge zu sein, die sich auf einer Show-Tournee befinden (die sieben Eduardini). Der einzige Diener ist ein schon bejahrter Mann, mager und dem Aussehen nach streng, aber in seiner schweigsamen Dienstbereitschaft voll eines unsagbar zarten Mitgefühls (Hakan Jahnberg). In diesem nervenbelastenden Klima, in der totalen Einsamkeit einer unbekanntenen Stadt und eines anonymen Hotels, ohne irgendwelche Gegenwart außer derjenigen der Hauptpersonen, spielt sich nun das Drama dieser drei Existenzen ab. Sie verwickeln sich ineinander, suchen sich mit Vehemenz freizumachen oder fiebrig sich etwas anderes zu geben als die eigene und zu häufig abscheuliche moralische Nacktheit.

Esther, die immer kränker wird, klammert sich an ihre Schwester und, als sie von dieser im Stich gelassen wird, an das Kind, aber auch an den Alkohol und an ein morbides Gefühl des eigenen Leibes. Anna sucht verzweifelt nach Freiheit. Das einzige, dessen sie gewiß ist, ist der Körper mit seinem übermächtigen Appell. Geteilt von Gefühlen der Zärtlichkeit und der Zurückweisung für ihren kleinen Sohn, entflieht sie der Umklammerung durch ihre Schwester in ein aussichtsloses Abenteuer.

Das Kind, neugierig und erschreckt zugleich, erforscht die seltsame Welt des Hotels, in dem alles seine Phantasie erregt. Ebenso versucht es, in die Welt seiner Tante, von der es sich gleichzeitig angezogen und zurückge-

stoßen fühlt, einzudringen. Dunkel ahnt es ihr Bedürfnis nach Mitgefühl und den Wunsch nach Mitteilung der eigenen armen und geheimnisvollen Erfahrungen. Auf ähnliche Weise empfindet es das Bedürfnis nach Wärme, das es in Wellen zu seiner Mutter hinstößt oder die Mutter zu ihm führt, oder beide instinktiv auseinandertreibt.

Wenn schließlich die Auseinandersetzung zwischen den beiden Schwestern und das Gespenst des Todes die Wesen voneinander scheiden, wird Tante Esther allein am unbekanntem Ort bleiben, gepflegt von dem alten Mann, getrieben vom Wunsch, die unbekannte Sprache kennenzulernen, welche vor dem sicheren Tod einen schwachen Sieg bedeuten würde über die Einsamkeit. Anna nimmt wieder den Zug und kehrt mit dem Kind in ihr Land zurück, in einer Fluchtbewegung vor der Leere ihrer sentimentalsten Begegnung, in einer Bewegung, die gleichzeitig einem Bedürfnis nach Sicherheit entspricht. Noch ist sie isoliert, in sich verschlossen und gespannt, unfähig, das Kind zu begreifen, das, so zeigt es das letzte Bild des Films, sich über den Ausdruck «sehr wichtig» neigt, welchen Tante Esther mit letzter Kraft für das Kind in der unbekanntem Sprache hingeschrieben hat. Bereits kann es zwei Worte fassen, die seine ganze Aufmerksamkeit beanspruchen: «Kasi», das bedeutet die Hand, und «Bach», was Bach bedeutet.

Ein bezeichnendes Faktum: In einer langen Aussprache nach der Vorführung des Films fragten wir Bergman, warum er bei der letzten Einstellung den im Drehbuch vorgesehenen Dialog fortgelassen habe – da doch der Film gerade in seiner grausamen Eindringlichkeit sich als Verzweiflungsschrei eines Menschen zu erkennen gebe, der in seiner Art der Weltbeachtung unaufhörlich die geheimen Wurzeln einer versteckten Zärtlichkeit bloßlege («Ja, das ist es»). Der in Frage stehende Dialog lautet: Johann: «Auf alle Fälle kann ich zwei Worte des Briefes lesen.» – Anna: «So.» – Johann: «Das eine heißt Bach, und das bedeutet Bach, siehst du. Woran dachtest du? (Pause) Das zweite ist Kasi und bedeutet Hand. Ich weiß es. Ich erinnere mich. Tante Esther hat es mir erklärt ...» Die Antwort des Künstlers folgte sofort: «Das wäre zu deutlich gewesen. Der Zuschauer darf nicht gezwungen werden. Er soll die entscheidende Szene zwischen Esther und Johann behalten, in der sie ihm den Sinn der beiden Worte erklärt und von denen sie einige Augenblicke vorher dem Maître d'hôtel gesagt hatte, sie seien sehr wichtig.»

Diese Angst und Furcht, sich zu weit voranzuwagen, Dinge zu behaupten, die noch zu unsicher oder zu unsagbar sind, sie in leichten, abgenutzten Worten untergehen zu lassen – diese Furcht bestimmt Gestalt und Gehalt der Bergmanschen Trilogie. Diese ist übrigens erst in der Genesis der sie konstituierenden Filme geboren worden. «Licht im Winter» bekam seine definitive Gestalt erst, als Bergman vor dem Finale «Wie in einem Spiegel» festzustellen glaubte, dieser Film sei noch zu sehr geprägt durch Romantizismus, durch gefühlsbeladene Aussagen und Situationen. Daß sein «Gott ist Liebe, und Liebe findet sich als Realität in der Welt der Menschen» ein zu leicht gebrauchtes Wortspiel sei. Daß es die Konflikte verdeckte, den Wahnsinn Karins, diese schneidende Auflösung eines zum Leben und zur Liebe bestimmten Geistes einlulle, ohne auf den Grund des schrecklichen Dramas zu gehen und seinen inneren Sinn herauszustellen. Er hatte die heiligen Worte zwar aufrichtig gebraucht, aber ihre umfassende Bedeutung nicht erkannt. Wenn er sie auch mit Respekt und einem eigentlichen Durst, ihren tieferen Sinn zu finden, übernommen hatte, so blieben sie zu «natürlich» und mußten deshalb auch enttäuschen. Ihr sakraler Sinn hatte für einen Ungläubigen, der einen Glauben sucht, einen zu magischen Klang. Es war noch immer jene Magie, deren armen und ohnmächtigen Zauber «Die Jungfrauenquelle» einst entlarvt hatte.

Während der Dreharbeiten zu «Licht im Winter» nimmt «Das Schweigen» Form an – aus dem immer gleichen Zwang, bis ans Ende zu gehen. Thomas und Martha leiden unter dem Schweigen Gottes. Im Grunde ihres Wesens wissen sie, daß er existieren muß. Ihr Drang ist derjenige des Ritters in «Das siebente Siegel» beim Anblick der sterbenden kleinen Zauberin, die von seinem verzweifelt Knecht aufgegeben wird. «Das kann nicht sein», sagt er. Oder auch der jungen stummen Frau, die im Angesicht des Todes in Angst und Hoffnung niederkniet: «Alles ist vollbracht.»

Die negative Gegenwart Gottes bis zum Exzess

Diese «negative» Gegenwart im Schweigen, diese Angst, Bergman wird sie bis zum Exzess treiben, um zu sehen, ob die Hoff-

nung nicht Trug sei. Eine Welt, in der Gott schweigt, welche sich selbst überlassen glaubt und in welcher Leib und Seele konfrontiert werden mit der scheußlichen Wirklichkeit einer zur Auflösung bestimmten, die Seele erdrosselnden Materie.

Timoka liegt in bleierner Hitze, voll des Unbekannten, erstickend im wachsenden Übel: dem Krieg und seinen Attributen von Haß und Einsamkeit.

Esther und Anna, zwei Frauen («die schlimmste und die wunderbarste Kreatur Gottes»), isoliert in diesem erdrückenden Milieu und gezwungen, sich zu erforschen und den Alptraum, nichts als ein Körper zu sein, bis zum letzten Leben zu müssen, und dies unter der Führung einer in die Materie vermauerten Intelligenz. Der einzige Ausweg, der sich ihrem Lebensinstinkt darbietet, besteht darin, bis zum Grunde der wahrnehmbaren Wirklichkeit vorzustößen. Die nicht verheiratete Esther, welche bis jetzt ihr Leben gerechtfertigt zu haben scheint durch eine intellektuelle Beschäftigung und durch die eifersüchtige Bevormundung der jüngeren Schwester (von der sie glaubt, der verstorbene Vater habe sie ihr anvertraut), sieht vor dem plötzlich gegenwärtigen, sich unter dem gräßlichen Aspekt der Auflösung zeigenden Tod das «geistliche» Gerüst ihres Lebens zusammenbrechen. Beim Mangel jeglichen religiösen Haltes verkörpert sie nichts mehr als eine erbärmliche, zerrissene Leidenschaft in aufgepeitschtem Fleische, welches, auf Seiten ihrer Schwester wie aus ihrem eigenen Körper, die einzige noch mögliche Gewißheit fordert: die Antwort auf sein Liebesbedürfnis, hier reduziert auf einen physischen Reflex. Das Entsetzen vor der Leere, das durch die Reaktion des Körpers entstand, die schreckliche Zerrissenheit (verursacht durch eine instinktive, sich in Haß wandelnde Zurückweisung der Schwester Anna) treibt sie zu niedrigem Ersatz, zum Alkohol. Unter dem Schweigen Gottes siecht die Seele dahin.

Anna ihrerseits ist lebendigen Wesens. Jener Zuneigung, welcher die Sinne selbst einen Anfang von Harmonie verdanken, ist sie beraubt (wir erfahren nichts über ihren Mann, müssen aber vermuten, daß zwischen den beiden Gatten eine Leere klafft). Sie sucht aus ihrer Qual auszubrechen. Ihr Kind, dieser kleine Junge, in dem sich bereits der Mann erkennen läßt, zieht sie an durch sein Verlangen nach Zärtlichkeit. In anderen Momenten stößt sie dieses Verlangen zurück. Sie ist zu sehr frustrierte Frau, um ganz einfach Mutter sein zu können. Diese zweideutige Situation irritiert sie, wie sie auch irritiert wird durch die Annäherung ihrer kranken Schwester. Sie überläßt das Kind sich selbst, revoltiert gegenüber Esther und bezeugt ihr ihren Dégoût vor der ständigen Einlullung und Überwachung. Sie erlebt es in dieser seelenlosen Stadt, wie in der Loge eines Variétés ein Paar sich animalischem, scheußlich abgepaltenem Geschlechtstreiben hingibt. Entsetzt und fasziniert zugleich, hat sie keine Ruhe, bis sie ihren Leib in einem hoffnungslosen Abenteuer dem unbekanntem Barmann ausgeliefert hat. In einer Hingabe, von der sie Vergessen fordert, hat sie Gefallen daran, die in der fremden Sprache geflüsterten leidenschaftlichen Worte nicht zu verstehen. Indes, die Sicherheit, die sie in dieser noch verbliebenen Wirklichkeit eines auf seine primitivsten Sinnenreize zurückgedrängten Körpers suchte (die am unmittelbarsten der materiellen Ordnung entsprechen), erscheint ihr als Lüge. In ihrem Genießen, in dem das Fleischnische bewußt von der Liebe getrennt sein sollte, mischt sich zum Bewußtsein nicht erfüllter Leere der Wille zur Provokation der Schwester, damit die Trennung von ihr dann um so besser vollzogen werden könne. Ihr Leib, einzige und letzte Zuflucht einer auf ihre Materialität reduzierten Welt, hat sie betrogen. Und sie flieht zurück in das ihr vertraute Land.

Eigentlich hätten die beiden Schwestern nach dieser Erfahrung, die in ihnen die letzte vermeintliche Sicherheit – den Leib und im Leib eine den Sinnen untrüglich eingehende Entsprechung auf ihr Frausein – sich selbst zerstören müssen. Aber der Lebensinstinkt, dessen Unzerstörbarkeit Bergman in der Entwicklung seines Schaffens entdeckte, stellt sich dagegen. In der

äußersten Agonie schreit Esther es heraus: «Ich will nicht sterben.» Und am tiefsten Punkt ihres Lebenskells fühlt sich Anna ihrerseits ungewidertlich getrieben, abzureisen, um jeden Preis fortzugehen.

Und das Kind bewegt sich unter ihnen, geteilt zwischen seinem Bedürfnis nach Liebe und dem erwachenden Wissensdrang, zwischen kindlicher Erschreckbarkeit (vor dem Maître d'hôtel, den Zwergen, bis hin zu der großen Angst, als es bei sich meldendem Bedürfnis das WC in dem unbekanntem Haus nicht finden kann) – und seiner Neugier, die alles auskundschaften will. Dunkel ahnt es die Verwirrung seiner Mutter und versucht, ihr ungeschickt Zärtlichkeit zu bezeugen. Es liegt etwas Zweideutiges darin, da in ihm bereits das Mannsein da ist, die Nymphen und Satyren eines alten Gemäldes ihn faszinieren, und die Mutter, welche diesen Zustand halb realisiert, zu sehr Weib und zu wenig Mutter ist, um mit der richtigen Nuance reagieren zu können. Das Kind ahnt, was vor sich geht, faßt aber die schreckliche Bedeutung nicht. Es fühlt Esthers Angst und Verlassenheit, will ihr helfen, so wie es selbst aus seiner Kindeseinsamkeit ausbrechen möchte. Es spielt ihr das Marionettenspiel von Kasper und der Alten vor, die sich zutode streiten – in einer Sprache die es erfindet. Aber das Spiel, das zuerst seine Phantasieschöpfung war, endet unter Tränen in den Armen der Tante Esther, so sehr bekommt das Kind Angst vor der dunklen Gewalt und der Einsamkeit, die der Spielvollzug in ihm neu aktualisieren.

Das Kind. Vor ihm macht der Schrecken Halt. Wenn seine Mutter sich in ihre leidenschaftlichen Verirrungen verbirgt, so nicht vor Esther, sondern vor ihm. Wenn sie es manchmal abweist, so deshalb, weil seine Gegenwart einen Vorwurf bedeutet, eine lebende Mißbilligung ihrer hoffnungslos egoistischen und unfruchtbaren Leidenschaft. Tante Esther verbirgt vor dem Kind ihrerseits ihre Trunkenheit, ihre Krankheit, ihre Angst. Aber weit mehr noch wird sie durch die Gegenwart des kleinen Johann davon befreit. Diese zeitigt in ihr das Bedürfnis, die unbekannte Sprache zu erlernen, und gibt ihr die Hoffnung auf die Mitteilbarkeit dessen, was nach der Agonie ihres Körpers und ihrer irren Sinne noch da ist: «Habe keine Angst, ich werde nicht sterben ... es geht schon ein wenig besser ... Ich habe dir einen Brief geschrieben, wie besprochen. Er ist da am Boden, du kannst ihn finden ... Johann! Es ist wichtig, verstehst du! Du mußt ihn gut lesen ... Das ist alles ... Es ist alles, was ... Du wirst es verstehen.»

Wir kennen den Brief und seine wichtigen Worte: die Hand, Bach. Der menschliche Kontakt einer zärtlichen Berührung, einer Liebkosung, welche uns bedeutet: du bist nicht allein. Die Harmonie, ausgedrückt in der so noblen, so tiefen, so religiösen Welt Bachs.

Deutung

Der Zweifel, die Heftigkeit seines Strebens, alles zu wissen, alles zu erfahren, alles auszudrücken, auf den Grund der Dinge zu gehen, um den wahren Sinn des Lebens herauszupressen, hat Bergman zu den letzten Grenzen seiner Trilogie geführt. Nach einer Intuition, die er noch für zu romantisch hielt, nach der Darstellung von Menschen, die zu klein waren, um Gott zu ergreifen, in der eigenen Unfähigkeit, Ihn zu fassen, und mitten in der Unendlichkeit eines Schweigens, das er Ihm nicht vorzuwerfen wagt, wollte Bergman mit seinem Schaffen einen absoluten Grund erreichen.

Dieser Abgrund ist nicht Verzweiflung. Wie bei einem Kranken, der aus einer schrecklichen Krise kommt, so erscheinen in «Tystnaden» die ersten Spuren der Hoffnung, kindlich noch und ungeschickt. Sie sind ein Geständnis der Unfähigkeit und bezeugen den Willen zur Schlichtheit. Bergman hat den Bereich des Natürlichen noch nicht verlassen. Er sieht die ersten Blumen nach einem Winter, der schwarz und hart war. Er betrachtet sie. Sie bedeuten Leben. Sie gehören nicht zur Welt der Auflösung und des Todes. Sie gehören

einer andern Ordnung an. Die Materie genügt ihnen nicht. Diese «Hand» und dieser Name «Bach» beinhalten einen Frieden, welcher es erlaubt, im Augenblick das Schweigen desjenigen auszuhalten, den die Worte postulieren.

Im Drehbuch von «Licht im Winter» gibt es ein erhellendes Wort, das Bergman zuerst zu einem Leitmotiv des Films hatte machen wollen, das er dann aber aufgegeben hatte. Vielleicht, weil es ihm schien, es sei zu leicht zu rechtfertigen, es sei zu sentimental. Gegenüber Persson, dem verzweifelten Fischer, gesteht Thomas seine «Gleichgültigkeit gegenüber dem Evangelium – mein eifersüchtiger Haß Christi». In dieser Unfähigkeit, den Sinn der Inkarnation zu fassen, liegt die Grenze des Bergmanschen Suchens.

Das Schweigen Gottes ist das der Erlösung vorausliegende Schweigen in einer Welt, die sich selbst ausgeliefert ist durch den Mißbrauch der Freiheit, welcher die Sünde hervorbringt und diese ihrerseits das Übel. Weit mehr als die tatsächlich vorhandenen psychologischen Komplexe, deren Bedeutung man aber nicht übertreiben sollte, erklärt diese verstümmelte Schau das religiöse Werk des Filmkünstlers. Der Christ wie der Ungläubige können sie weder verstehen noch in einem umfassenden Sinn und in ihrer humanistischen Tiefe beurteilen, wenn sie sich keine Rechenschaft geben von dieser Optik.

«Tystnaden» ist ein aufrichtiges Werk. Es ist ebenso ein reines Werk vom künstlerischen und moralischen Standpunkt aus. Es pornographisch zu nennen wegen der Überdeutlichkeit gewisser schockierender Einstellungen, die den Schrecken einer vom wirklichen Liebesaustausch isolierten Sexualität herausschreien, übrigens in einem Kontext, der ganz eindeutig die Verzweiflung und die Einsamkeit der ihrer selbst überlassenen Materie herausstellt, wäre ungerecht. Die ganze Heftigkeit und Insistenz als künstlerisch notwendig zu bezeichnen, schiene uns gleichermaßen übertrieben. Die erwähnten Einstellungen hätten nichts an Aussagekraft verloren, wenn sie knapper gehalten worden wären. Bergman wurde hier, so scheint es uns, durch seine Gewalttätigkeit an die Grenzen des Morbiden geführt. Aber es handelt sich dabei weit mehr um Fehler des guten Geschmacks und um einen Mangel an Gleichgewicht als um morbiden Genuß.

Nochmals die Frage der Opportunität

Indes, wir sagten es zu Beginn, das Problem eines solchen Films liegt auf einer anderen Ebene. Es liegt in der Situation des Publikums, welches durch die Filmwirtschaft mit allen Mitteln zum Besuche angehalten wird – bis hin zur Ausnützung der offiziellen Einschränkungen «bjärnförbjuden» (verboten für Kinder) oder «Interdit aux moins de 18 ans» oder «enfants non admis». Diese Heuchelei hat es vor allem auf die Jugendlichen abgesehen, die gerade die betreffende Altersgrenze überschritten haben. Damit soll gesagt sein, daß der Film, gemacht für ein wirklich reifes Publikum, welches allein fähig ist, ihn anzunehmen oder ihn zurückzuweisen gemäß den Regeln eines normalen, subjektiven Empfindens, über den Kreis, für den er bestimmt ist, hinaus wirksam sein wird. Nach Gesprächen mit vielen Jugendlichen, die in Stockholm und anderswo die Kinos gefüllt haben und öfters niedergeschlagen herauskamen, muß festgestellt werden, daß die Reaktion im allgemeinen negativ war. Zahlreich waren die Menschen, die es bedauerten, diesen Film «zu früh», «ohne Erfahrung» gesehen zu haben – die Burschen, die sich als Gegengift nachher den netten «David und Lisa» von Frank Perry oder den wunderbaren «Otto e mezzo» von Fellini anschauen gingen. («Nach diesen Filmen tanzten wir auf den Wolken.») Wir kennen eine beträchtliche Anzahl junger Schauspieler, die eifrige Bewunderer Bergmans waren und es geblieben sind, aber denen der Film als «zu schwarz» erschien, «so wenig offen», «erstickend». Eine Nachwuchsdarstellerin von 20 Jahren war die einzige, die sich ausdrücklich positiv äußerte: «Ich habe so viel gelitten in meinem Leben (getrennte Eltern, schreckliche Einsamkeit, vorzeitige Erfahrungen auf der Suche nach Mitgefühl), daß ich im Leiden dieser beiden Frauen ein Echo meiner eigenen finden konnte und im Kind ein Zeichen meiner Hoffnung. Dieser Film hat mich vor dem Selbstmord gerettet. Die Hoffnung wird hier im Grund der Verzweiflung geboren.» Andere Reaktionen: Junge Schweden weigerten sich, diesen Film anzuschauen: «Wir verabscheuen die Mode» und «Wir haben zu viele schöne Sachen kennenzulernen, bevor wir das Leben in seiner Häßlichkeit angehen wollen.» Diese Überlegungen, die keineswegs

herausgefordert wurden und in ihrer Mehrheit aus Kreisen von nichtgläubigen Jungen kamen, geben zu denken.

In der richtigen Perspektive gesehen, ist «Tystnaden» ein menschliches Dokument von hohem Wert und von einer seltenen Eindringlichkeit. Es stellt – wobei wir nicht wissen, ob dies das bewußte Ziel Bergmans gewesen war – eine schreckliche Anklage all jener dar, die sich nach dem Sozialisten Tage Lindbom, in seiner Kritik eines gewissen Materialismus, der Utopie hingeben, «himmlische Beziehungen schaffen zu können mit menschlichen Mitteln», die die Anbetung des Menschen betreiben als des Beherrschers und des Maßes von allem, in einem uniformierenden Materialismus, der ihn gerade zur Unfähigkeit verdammt. Dies könnte den Eifer einer gewissen hypermaterialistischen Kritik erklären, welche den für sie beunruhigenden Film als einen Skandal betrachtet. Aber über diese Erwägung hinaus stellt sich – und wir haben lange davon gesprochen – jenes andere Problem: Wer vom kommerziellen

Verleih – dem einzig möglichen, der es gestattet, die Kosten einzuspielen und andere Vorteile daraus zu ziehen, als die Genugtuung, ein kulturelles Werk geschaffen zu haben –, wer wird sich wirklich und wirksam um die Notwendigkeit kümmern, den Film in den geeigneten Umständen und einzig einem genügend reifen und intelligenten Publikum vorzuführen? Wenn man auf diese Frage antwortet, in dem man von der Quadratur des Kreises spricht, das Verlangte als unmöglich bezeichnet, dann heißt das, daß man entweder das Werk oder den Verleih verdammt. Noch einmal sei die Verantwortung all jener zur Diskussion gestellt, die sich um den Film zu kümmern haben, nicht bloß mit einer leichten Theorie, sondern inmitten der unvollkommenen, peniblen Wirklichkeit. Mögen alle, die Stellung nehmen, dies zu tun versuchen in der Achtung jener, die zu einem gegenteiligen Urteil gekommen sind, und mit großer Aufrichtigkeit. Das Publikum und der wertvolle Film können dabei nur gewinnen. *Joseph Burvenich*

ÖSTLICHE GEDANKEN ZUR WESTLICHEN HILFE

(Aus der islamischen Welt)

Wer heute als Europäer in eine der Hauptstädte des islamischen Orients kommt, trifft dort ein durchaus westliches Stadtbild an. Es wird beherrscht von großen Verwaltungs- und Wohngebäuden europäischen Stils, von breiten Straßen, in deren dichtem Verkehr man nur langsam vorwärts kommt, von Warenhäusern mit großen Schaufenstern, wie man sie von Westeuropa her kennt. Will man irgendwohin, so hat man die Wahl zwischen dem städtischen Bus oder dem Mercedestaxi. Wer verreisen will, geht zum nächsten Reisebüro und bestellt sich eine Karte für die Bahn oder das Flugzeug. Ist man abends müde, so kehrt man in sein Hotel zurück, nimmt sein Bad, studiert die Speisekarte, bestellt sich sein Leibgericht, genauso wie man es in Paris oder Frankfurt getan hätte, legt sich dann in sein frisch überzogenes Bett und schläft, dank der elektrischen Luftkühlanlage aus den USA und der Pille aus Leverkusen oder Basel, trotz des heißen Sommers genau so gut wie daheim.

Von der Religion ist kaum etwas zu merken. Hätte er nicht schon vor seiner Ankunft gewußt, daß er in ein islamisches Land kommt, so hätte unser Reisender davon vielleicht monatelang nichts entdeckt. Er hat vielleicht einmal durch eine Moscheetür hineingeschaut und ein paar Männer beim Beten gesehen, was ihm gar nicht in diese Umgebung zu passen schien. Natürlich ist es ihm nicht entgangen, daß man hier am Freitag den Wochenfeiertag begeht, nicht am Sonntag. Wenn er Glück hatte, kam er an einen Ort, wo man auch auf die Europäer Rücksicht nimmt und ihm neben dem Freitag auch noch seinen Sonntag läßt, und womöglich noch den Samstag, der sonst allzu störend zwischen zwei Feiertagen läge. Daß dieses lange Wochenende aus religiösen Gründen zustandekam, ist ihm kaum bewußt geworden.

Der Europäer begegnet in der großen Stadt des islamischen Orients fast ausschließlich einer praktisch religionslosen Gesellschaft – daran wird durch die bloßen islamischen Namen, die man trägt, und durch die bloß nominelle Zugehörigkeit zum Islam kaum etwas geändert –, einer Gesellschaft, die in rein diessseitigen Kategorien denkt, sich durch keine religiösen Pflichten gebunden fühlt (von einigen wenigen Konventionen abgesehen), viel von Fortschritt und Rückständigkeit redet, dabei aber immer nur den materiellen und technischen Fortschritt meint, nie den geistigen oder religiösen.

Da unsere Entwicklungstouristen und Diplomaten, und zu einem guten Teil auch unsere Techniker, nur mit dieser Gesellschaft zu tun haben, werden natürlich unsere Hilfsprogramme demgemäß aufgestellt. Man sorgt für Fortschritt, ohne allzuviel zu fragen, ob er auch allen erwünscht ist und wem damit gedient ist. Man sieht die Probleme des Landes in der Perspektive einer dünnen Bevölkerungsschicht der Hauptstadt, man läßt den *psychologischen* Effekt eines ökonomischen Eingriffes durch eine fremde Macht – und als solcher wird die Auslandshilfe von den breiteren Bevölkerungsschichten in erster Linie empfunden – fast ganz außer acht, man vergißt, daß es auch religiöse Gefühle geben könnte, auf die Rücksicht genommen werden müßte, man hilft eben und meint, damit sei auch geholfen.

Allmählich aber beginnt man zu merken, daß die westlichen Hilfsaktionen im argen liegen, wenn man auch nicht genau weiß, woran es fehlt. Zeitungen, die noch vor kurzer Zeit nur von entsetzlicher Armut und Not, von Krankheit und Hunger in den sogenannten Entwicklungsländern

berichtet haben, verlegen sich langsam darauf, den sagenhaften Reichtum orientalischer Millionäre zu schildern und unsere Hilfsprogramme als Verschwendung hinzustellen. Wenn die Interessen der Leser an den Schlagzeilen der Zeitungen abzulesen sind, so darf wohl angenommen werden, daß man heute weniger hören will, wieviele Menschen täglich an Hunger sterben, als was mit unserem Geld geschieht. Die Einstellung des Okzidentalen zur Entwicklungshilfe hat sich in neuester Zeit rasch gewandelt. Man sah zunächst die Not des anderen und half spontan, dann war man enttäuscht oder empört über den Mißbrauch der Gaben, und schließlich sah man ein, daß mit unseren Gaben nur dann geholfen ist, wenn nach einem wohl durchdachten Plan, der die Verhältnisse der einzelnen Länder genau berücksichtigt, vorgegangen und seine Ausführung bis ins einzelne überprüft wird. Mit dieser Einsicht ist schon viel gewonnen, und es wäre nur zu wünschen, daß alle, die mit Auslandshilfe zu tun haben, sie sich zu eigen machen. Das Problem, wie ein solcher Plan auszusehen hat, und wie er überprüft werden kann, ist allerdings noch nicht einmal in seinen primitivsten Ansätzen gelöst, und wir werden wohl noch viele Jahre warten müssen und manche bittere Erfahrungen sammeln müssen, bevor wir einigermassen befriedigende Methoden finden.

Wie urteilt das einfache Volk?

Bei einem rationalen Hilfsplan sind zahlreiche Faktoren ökonomischer, politischer, soziologischer, religiöser Art zu beachten, die nur von Fachleuten, die zugleich auch gute Kenner des betreffenden Landes oder der Region sind, richtig eingeschätzt werden können. Auf diese Dinge kann ich mich hier, zum Teil einfach aus mangelnder Sachkenntnis, nicht einlassen. Im folgenden möchte ich nur ganz knapp die Gedanken andeuten, die sich die einzelnen Leute in den islamischen Ländern über die westliche Entwicklungshilfe machen. Eine systematische Meinungsforschung habe ich hierüber nicht betrieben, aber das Gespräch führte oft genug auf dieses Thema, so daß ich mir ein recht gutes Bild über das durchschnittliche Denken zu dieser Frage machen konnte. Ich berücksichtige nur Äußerungen von Leuten aus den mittleren und ärmeren Bevölkerungsschichten, von denen also, die unseren Entwicklungsexperten niemals begegnen, die in den alten Vierteln der Hauptstädte, in den kleineren Provinzstädten und auf dem Lande wohnen, und zwar in einem Querschnitt durch verschiedene Länder des islamischen Nahen und Mittleren Ostens, von denen ich mit Absicht kein einzelnes ausdrücklich nenne. Damit hoffe ich, einen kleinen Einblick in die psychologische Einstellung der Muslimen gegenüber fremder Hilfe geben zu können.

Folgende Punkte wären hervorzuheben:

1. Der Empfangende fühlt sich durch die Gabe gedemütigt.

Ich habe manchen guten Muslim darüber klagen hören, daß es so weit kommen mußte, daß sich sein Land von den Frem-

den Geld geben läßt. Damit anerkennt man ja, daß der andere überlegen ist, und man vergißt, daß man selber so viel hat, was man anderen geben könnte. Fromme Leute empfinden es als besonders schmerzlich, daß man sich gerade an die Ungläubigen wendet, um Hilfe zu erlangen, wo sich doch die Muslimen selber gegenseitig genug helfen könnten. Wer sich ein wenig in der islamischen Theologie auskennt, dem fallen da gleich die Abhandlungen der Theologen über das Almosengeben ein, das zu den Grundpflichten der Muslimen gehört. In diesen Traktaten geht es zuweilen lang und breit darum, wer nun eigentlich die Oberhand (*yad al-'ulya*) habe, der Geber oder der Empfänger, und man weist nicht selten darauf hin, daß der Arme der Überlegene sei, nicht der reiche Geber, denn der Reiche könnte seiner Almosenpflicht nicht nachkommen, wenn der Arme seine Gabe nicht entgegennähme, und darum sei eben eher der Geber dem Beschenkten zu Dank verpflichtet, als der Beschenkte dem Geber, und damit habe im Grunde der Arme die Oberhand. Man mag nun von derartigen Spekulationen halten was man will, aber die bloße Tatsache, daß diesen Fragen so großer Wert beigemessen wird, weist schon genügend darauf hin, daß man sich erniedrigt, zuweilen sogar beleidigt fühlt, wenn man etwas erhält, auch wenn man zuvor seine Hand noch soweit für eine Gabe geöffnet hat. Der Orientale kann seinem Wohltäter freundlich, liebenswürdig, höflich oder schmeichlerisch begegnen, aber es ist ihm kaum möglich, sein Freund zu sein. Europäer und Amerikaner, die ihren muslimischen Angestellten oder armen Leuten aus der Umgebung öfter etwas schenken, werden zwar immer wieder aufgesucht, aber Freunde machen sie sich nicht, und von vielen werden sie im stillen verwünscht und gehaßt.

Ich erinnere mich einer kleinen Gruppe von europäischen Helfern in einer islamischen Provinzstadt, die in jeder Hinsicht vorbildlich war, Leute, die ganz in ihrem Milieu aufgingen, in der ganzen Stadt beliebt waren, von jedem, der ihnen begegnete, begrüßt wurden. Ihre Nachbarn waren ihre Freunde. Das Geheimnis ihres Erfolges war gar nicht groß: Sie halfen ihren Nachbarn in kleinen Alltäglichkeiten, bastelten ihnen dies und jenes, fragten, ob etwas mitzubringen sei, wenn sie auf den Markt gingen, luden ein und ließen sich einladen, und wie sie Hilfe gaben, so nahmen sie sie auch entgegen, sie baten, daß man ihnen Brot vom Bäcker mitbringe oder ihnen bei einer Arbeit helfe. Sie halfen anderen, ohne etwas dafür zu verlangen, und sie ließen sich helfen, ohne je eine gut nachbarliche Hilfeleistung mit Bezahlung oder Trinkgeld zu entlohnen. Sie wurden verschiedentlich gebeten, gut gemeinte Spenden von Europäern an arme Leute zu verteilen, haben sich aber immer geweigert, weil sie sehr wohl empfanden, welche Kluft aufgerissen wird, wenn man selbst zum Geber wird und der andere zum Empfangenden.

Was für die Beziehungen von Mensch zu Mensch gilt, trifft auch für das Verhältnis zwischen Nationen zu. Der einzelne Amerikaner ist zwar im islamischen Orient noch recht gut angeschrieben, aber die USA als Staatsgebilde sind beim weitaus größten Teil der Bevölkerung verhaßt, und man mißtraut jedem ihrer politischen Schritte. Zu dieser tiefen Abneigung hätte es nie kommen können, wenn die USA nicht der größte Geldgeber in diesen Ländern wären. Wer ein Volk mit so massiven Gaben erniedrigt, kann nicht damit rechnen, bei ihm beliebt zu sein. Ohne Zweifel hat auch das deutsche Ansehen durch die Auslandshilfe sehr gelitten, aber man wird wohl von dem unsagbar hohen Prestige, dessen sich die Deutschen im islamischen Orient schon seit langem erfreuen, noch eine Weile zehren können. Rußland ist in einer wesentlich besseren Lage. Zwar ist die gläubige Bevölkerung noch klar gegen den Kommunismus eingestellt, aber überall bewundert man die technischen Leistungen der Sowjets, und vor allem hat man keinerlei Motiv, sie zu hassen oder zu verachten.

Dieses Mißverhältnis wird man wohl nie ganz beseitigen können, und man wird wohl immer in Kauf nehmen müssen, daß man sich als Geber durch seine Hilfsbereitschaft unbeliebt macht. Aber vieles ließe sich doch mildern. Manches, was als bloßes Geben und Nehmen erscheint, könnte man als Zusammenarbeit darstellen, wenn man genügend auf die gemeinsa-

men Interessen hinwiese. Man sollte möglichst wenig vom eigenen finanziellen Beitrag sprechen, sondern eher von der Mitarbeit an einem Projekt des Landes u. a. m.

2. Der Geldverteiler sinkt in der Achtung des Empfängers.

Dieser Gedanke scheint dem eben erwogenen zu widersprechen, die öffentliche Meinung scheint sich aber um diesen Widerspruch wenig zu kümmern. Aus welchen Gründen man zu dieser Anschauung kam, ist mir nicht recht deutlich geworden. Jedenfalls empfindet man, daß der Entwicklungsreisende, der umherzieht, um Abnehmer für sein Geld zu finden, eine weniger respektable Persönlichkeit ist, als der sich selbst genügende Fremde, der auf solche Reisen nicht angewiesen zu sein scheint. Diese Anschauungen, die uns vielleicht seltsam anmuten mögen, führen dann oft zu Vergleichen zwischen den Nationen. Besonders häufig kamen mir Gegenüberstellungen zwischen Russen und Amerikanern zu Ohren, in denen die Russen diejenigen waren, die etwas leisteten – der Sputnik war meist der einzige, aber offensichtlich ausreichende Beweis dafür –, während die Amerikaner als diejenigen galten, die lediglich mit vollen Geldsäckeln umherziehen und Dollars verteilen, weil sie sonst nichts zustande bringen. Die Deutschen werden noch überall wegen ihrer Leistung und des Wirtschaftswunders bestaunt, wobei man zwischen dem westlichen und östlichen Teil des Landes keinen Unterschied macht, nur beginnt man jetzt allmählich, die Westdeutschen in die wenig geschätzte, aber überall gesuchte Klasse der Geldverteiler einzureihen.

3. Niemand kommt auf den Gedanken, daß die Entwicklungshilfe aus uneigennützigem Hilfswillen geschehen könnte.

Für den kleinen Mann auf der Straße im Orient ist es einfach eine Selbstverständlichkeit, daß eine Regierung einer anderen nur zu ihrem eigenen Vorteil etwas gibt. Wenn man das nicht von vornherein zugibt, kann man es kaum zu einem ernsthaften Gespräch über diese Dinge bringen, denn das Gerede von der Uneigennützigkeit der westlichen Hilfe hält man, je nach persönlicher Einstellung, entweder für evidenten Unsinn, oder für eine ärgerliche Beleidigung, denn daß man für so dumm angesehen wird, ist wirklich empörend. Der Gedanke an reine Nächstenliebe liegt so fern, daß man nicht damit rechnen darf, daß sich an dieser Anschauung je etwas ändern läßt. Bei einzelnen Helfern kommt es nicht selten vor, daß sie für ihren Einsatz im Dienste fremder Menschen bewundert und verehrt werden, wenn aber eine Regierung einer anderen Regierung mit Geld hilft, darf sie mit einer ähnlichen Bewunderung nicht rechnen.

4. Wer hilft, gilt als verpflichtet, zu helfen.

Neben dem Gedanken, daß der andere hilft, um seinen Nutzen daraus zu ziehen, findet man fast ebenso häufig die Auffassung, der andere sei zum Helfen verpflichtet. Man versucht deshalb, beim Helfer alle möglichen Arten von Schuld zu suchen, die er durch seine Hilfe wiedergutzumachen hat. Er ist dann der, der das Land früher ausbeutete und jetzt seine Schuld endlich zurückzahlt, der, der mit den Ausbeutern gemeinsame Sache machte (oder macht), der irgendwie Schuldige an der eigenen Rückständigkeit. Bemerkenswert scheint mir, daß nur bei denen, die tatsächlich in einem größeren Ausmaß helfen, eine solche Pflicht vorausgesetzt wird. Wer einmal damit angefangen hat, wird sogleich verdächtigt, daß er etwas wiedergutzumachen hat. Von der Hilfspflicht der Helfer hat man oft zu mir gesprochen, aber nie hörte ich eine Bemerkung darüber, daß auch einer von denen, die nicht helfen, eine solche Pflicht haben könnte.

Diese Pflicht kann von religiösen Menschen auch aus religiösen Motiven abgeleitet werden. Ich denke an einen ganz bestimmten Fall, an ein paar sehr religiöse christliche Helfer, die

in einem religiösen muslimischen Milieu arbeiten. Ihre Uneigennützigkeit wird von niemandem in Frage gestellt, dafür ist sie zu offensichtlich. Jetzt hat sich bei den Leuten allmählich die Ansicht durchgesetzt, daß diese Fremden sicher früher einmal etwas ganz Schlimmes getan haben müssen, daß sie vor Gottes Strafe Angst haben und jetzt diese Arbeit als eine Buße auf sich nehmen, mit der sie erreichen wollen, daß Gottes Barmherzigkeit sich ihnen wieder zuwendet.

5. Die Hilfe ist für die anderen, nicht für mich.

Wenn heute eine Regierung Geld erhält, wenn mit fremder Hilfe eine Fabrik, ein Damm, eine Straße, eine Bahn gebaut wird, denkt höchstens jeder Zwanzigste, daß damit für ihn persönlich etwas getan wird. Die große Masse der Bevölkerung nimmt nur zur Kenntnis, daß damit den «anderen» wieder einmal etwas zugeflossen ist, und unter dem Begriff der anderen faßt man dann besonders die zusammen, gegen die man eine gewisse Abneigung hat. Im Grunde steht der kleine Mann vor der neu gebauten Brücke mit den gleichen Gefühlen wie vor dem neuen Schloß, das sich ein reicher Scheich gebaut hat. Man hat eben wieder einmal etwas Großes hingestellt, während er weiter in seiner Lehmhütte haust.

Erlauschte Vermutungen

Zum Schluß möchte ich noch einige der Motive nennen, die man im Orient bei den Ländern, die am Entwicklungshilfeprogramm teilnehmen, vermutet. Ich nenne dabei nur das, was ich selber von den Einheimischen, und zwar wiederum nur aus den breiteren Volksschichten, gehört habe.

► Die ganze Auslandshilfe ist nur eine neue Form von Kolonialismus und Imperialismus. Früher versuchte man, die Welt mit Armeen zu beherrschen, jetzt macht man das gleiche mit Dollars. Das ist die Ansicht der Leute, die aus irgendwelchen Gründen den Westen hassen, und sie sagen einem diese Dinge meist mit einer erstaunlichen Offenheit, weil sie einen für eine der wenigen Ausnahmen halten. «Wenn alle Europäer so wären wie Sie, wäre alles ganz anders...»

► «Ihr helft uns bloß, weil euch euer schlechtes Gewissen plagt.» Dieser Vorwurf, den man recht oft hören kann, gehört zu den freundlicheren, denn man billigt den Vertretern des Westens doch noch zu, daß sie ein Gewissen haben. Wenn man, auch gegen seine eigene Überzeugung, zugibt, daß man früher irgend etwas nicht recht gemacht hat, läßt sich von dieser Basis aus tatsächlich eine recht gute Diskussionsgrundlage finden.

► «Ihr tut alles bloß aus Angst vor den Russen.» Das ist das weit verbreitete Schlagwort der Bewunderer Rußlands, das nicht leicht widerlegt werden kann. Für diese Leute ist jede westliche Spende ein neuer Beweis für die Überlegenheit Rußlands und die ohnmächtige Angst des Westens, der versucht, mit seinem Geld Bundesgenossen zu kaufen. Zuweilen ge-

stehen sie sogar ein, daß mit der Entwicklungshilfe manches Gute geschieht, aber sie nehmen an, daß sie die westlichen Hilfen vor allem der drohenden russischen Macht verdanken, und ihr nationaler Stolz läßt sie beteuern, daß man ihr Wohlwollen mit Geld nicht kaufen kann.

► Zuletzt wäre dann noch die Klage der Verbitterten, der mit der eigenen Regierung und den Zuständen im eigenen Land Unzufriedenen zu erwähnen. Sie beschuldigen den Westen, er lasse die Gelder nur deshalb fließen, damit die eigene verhaßte Regierung bestehen bleiben und Ungerechtigkeit und Korruption weiter blühen können. Das nämlich komme dem Westen zustatten, weil er, so meint man, immer in die Angelegenheiten des eigenen Landes dreinreden könne, solange diese Zustände weiter herrschten. Diese Unzufriedenen haben ein besonders scharfes Auge für das Mißverhältnis zwischen arm und reich, und wo sie Verschwendung und Prachtentfaltung sehen, sagen sie einem sehr bald: Da schaut es euch an, wofür ihr euer Geld gebt.

Ausblick

Damit möchte ich zum Schluß kommen. Das entworfene Bild mag recht negativ aussehen und ist im ganzen vielleicht entmutigend, aber es entspricht doch genau dem, was ich durch persönlichen Umgang mit den Menschen erfahren habe. Es wäre noch einmal zu betonen, daß ich hier nicht die Meinung von Leuten der Regierung oder Verwaltung oder Technik registriert habe, die für die Programme der staatlichen Entwicklungshilfe fast ganz allein entscheidend ist, sondern die Ansicht jener neun Zehntel, die in solchen Dingen nicht gefragt werden. Wer die Sprache der Leute spricht und sich persönlich gut mit ihnen versteht und sich dann mit Handwerkern, Bauern, Arbeitern, kleinen Angestellten, Polizisten, Studenten, Taxifahrern über diese Dinge unterhält, wird schwerlich zu einem anderen Ergebnis kommen. Aber gerade in diesen Kreisen wird auch die Leistung und der menschliche Einsatz einzelner Helfer um so höher eingeschätzt.

Ich weiß nicht, ob man hoffen darf, daß bei den staatlichen Entwicklungshilfen in absehbarer Zeit einmal auf das Empfinden der breiten Masse der Bevölkerung Rücksicht genommen wird, noch könnte ich sagen, wie man das tun müßte. Wenn man diese Absicht haben sollte, müßte man erst einmal die Dinge, die ich überall nur im Vorbeigehen mitgenommen habe und die deshalb nur sehr bruchstückhaft und verbesserungsbedürftig sind, gründlich und systematisch studieren. Es käme darauf an, herauszufinden, wie diese Bevölkerungsschichten zur Entwicklungshilfe stehen, welche Motive sie den Gebern unterschieben, welche Formen der Hilfe auch bei ihnen Anerkennung finden, woher ihre Ansichten stammen, wie man ihnen die wahren Motive sichtbar machen könnte. Wenn eine solche Studie vorläge, könnte man gewiß nicht alles gut, aber doch manches besser machen.

P. Gramlich, Rom

SOWJET-JUGEND HEUTE — DAS GROSSE FRAGEZEICHEN*

Geographische und soziale Schichtung

Doch kehren wir nochmals zu H. Achminovs Analyse zurück. Bei der Durchsicht seiner Ergebnisse stellt man fest, daß nur 11,08 % der Fragebogen aus ländlichen Bezirken eingesandt worden waren und daß von den Befragten nur 3,4 % als Kolchosbauern und 31,6 % sich als Arbeiter bezeichneten. Dies führt uns zu einem sehr bedeutsamen Faktum bei der Beurteilung der sowjetischen Jugend. Nicht nur die Unterscheidung nach Nationalitätszugehörigkeit, sondern auch – und vielleicht ist dieser Gesichtspunkt noch ausschlaggebender – zu einer

Unterscheidung entsprechend der sozialen Schichtung, wobei gesagt werden muß, daß uns hierfür die notwendigen Unterlagen bisher einfach fehlen. Zweifellos ist jedoch die städtische Jugend ein gutes Stück aktiver und aufgeschlossener, um so mehr, als sich auch die Schicht, welche man kurz als Intelligenz zu bezeichnen pflegt, vorwiegend in den Städten konzentriert.

Der moralische Zerfall

Wenn wir hier die Frage der sozialen Schichtung erwähnten, dann müssen wir auch noch auf die Folgen hinweisen, welche die forcierte Entwicklung der Sowjetunion vom Agrar- zum Industriestaat mit sich brachte, nämlich ein Zerfall der religiösen und moralischen Substanz. Es ist unbestritten, daß die

* 1. Teil siehe «Orientierung» S. 69 ff.

städtische Jugend in der UdSSR heute zu ihrem größten Teil atheistisch ist. Außerdem – sei es als Folge, sei es als eine Parallelerscheinung – macht sich ein moralischer Substanzverlust bemerkbar. Daran vermögen alle Thesen von der hohen sittlichen Qualität des echten Kommunisten nichts zu ändern. Es stimmt zwar, daß die Atmosphäre in der UdSSR viel weniger «sexualisiert» ist. Pornographie und seichte Literatur westlichen Stils ist nicht zu finden. Doch die Oberfläche der Wohlanständigkeit verrät noch längst nicht alles. Die nach Wiederherstellung der Familienordnung 1936 verschwundenen Abtreibungskliniken wurden 1956 neuerlich eröffnet: Kostenpunkt einer Schwangerschaftsunterbrechung gegen sFr. 50.—, auch für russische Verhältnisse kein allzu hoher Betrag. Vor ehelicher Geschlechtsverkehr ist – wenigstens in den Städten – keineswegs mehr als Seltenheit zu bezeichnen, wenn auch die Russen in der Regel immer noch großen Wert auf geregelte und gesetzlich anerkannte Familienverhältnisse legen. Daß jedoch auch hier nicht mehr alles zum besten steht, zeigen ständige Klagen in den Zeitungen zur Genüge!

Die Stiljagi oder Halbstarcken

Ein weiteres Problem, das mit der bereits erwähnten Aufweichung der Moral zusammenhängt, liegt in der Zunahme der Jugendkriminalität, und die kommunistischen Führer, welche sich sehr wohl noch an die Banden verwahrloster Jugendlicher der Nachrevolutionszeit, der sogenannten Bespizorniki, zu erinnern vermögen, verfolgen diese Entwicklung mit großer Besorgnis. Damals wurde man der jugendlichen Übeltäter schließlich nicht etwa mit Hilfe von Erziehungsanstalten, sondern mit Maschinengewehren Herr. Die heutigen Halbstarcken führen im Russischen den Namen Stiljagi oder Hooligans. Das letztere Wort ist bezeichnend, denn als einem Kommunismus (als Doktrin) völlig fremde Erscheinung, müssen diese jugendlichen Rowdys wohl oder übel Überbleibsel des Kapitalismus sein – und dies nach über 45 Jahren sowjetischer Herrschaft!

Ivan Jevremov empört sich in seinem neuesten (und ansonsten ganz unbedeutenden) psychologischen Roman «Das Kettenglied» fondermaßen über diesen Hooliganismus:

«... wie kann man Kinder so erziehen? Was soll aus so einem elenden Feigling werden? Macht eine Gemeinheit und versteckt sich – darf man so

leben? Wir bauen doch den Kommunismus auf! ... Wird denn ein Hausherr das eigene Nest beschmutzen und Gäste belästigen? Das sind nicht Herren- sondern Lakaieninstinkte.»

Und an anderer Stelle: «Die elenden Feiglinge, die damit anfangen, daß sie kleine Mädchen plagen, nachher erwachsene Mädchen belästigen und schließlich ihre eigenen Frauen quälen. Das Pack, das nachts in den Parks herumlungert, um einer Statue die Nase abzuschlagen oder die Hand und in den reinen Marmor mit einem Nagel unfätige Wörter einzuritzen, die Kerle, die im Schweiß ihres Angesichts Parkkläuben ruinieren und Kinderschaukeln ansägen. Sagen Sie, ..., sind das Psychopathen oder normale Menschen?»

Und die Antwort: «Das wichtigste Kriterium der Normalität ist das soziale Verhalten des Menschen. Jede Verletzung der natürlichen, dem einzelnen durch das Gemeinschaftsleben auferlegten Disziplin, jede Verzerrung der guten, freundschaftlichen und kameradschaftlichen Beziehungen wird höchstwahrscheinlich durch psychische Defekte hervorgerufen, die noch erforscht werden müssen.»

Lakaien- und Herreninstinkte

«Lakaieninstinkte» werden offensichtlich nicht geschätzt. Eine andere Frage ist, wie sich die Partei zu den langsam wachsenden «Herreninstinkten» einer selbständig denkenden, nach persönlicher Entfaltung strebenden jungen Generation stellt, welche das revolutionäre Pathos der kommunistischen Frühzeit nur noch vom Hörensagen kennt, im Zeitalter des totalen Krieges, wo es kaum mehr Sieger, sondern nur noch Besiegte geben wird, auch die grundlegenden Thesen Lenins von der Unvermeidbarkeit des Krieges nicht mehr mitzuvollziehen vermag. Das politische Interesse der jungen Generation nimmt zusehends ab. Die Jugendlichen wollen nicht mehr Revolution machen, sondern endlich einmal die längst versprochenen Früchte aus der Revolution ihrer Vorfahren in Ruhe genießen. An dieser Problematik dürften letzten Endes alle von der Partei inspirierten Worte von der Leistung der Väter und Vorväter, der guten ideologischen Vorstellung, der richtigen «kommunistischen» Meinung über das Leben, die Gesellschaft, die Arbeit und die Familie scheitern. Deshalb müssen wir trotzdem keine Revolution der sowjetischen Jugend erwarten – das dürften vergebliche Träume sein –, sondern vielmehr eine Veränderung innerhalb der kommunistischen Doktrin, die den Wünschen der jungen Generation besser Rechnung trägt.

Rob. Hotz, Feldkirch

Herausgeber: Apogetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10. Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementpreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.—; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. – Belgien-Luxemburg: bFr. 190/100.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C.C.P. No 218505. – Deutschland: DM 15.—/8.—. Best- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. – Dänemark: Kr. 25.—/13.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. – Frankreich: Fr. 17.—/9.—. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. – Italien-Vatikan: Lire 2200.—/1200.—. Einzahlungen auf c/c 1/1444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. – Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.—/50.—. USA: jährlich \$ 4.—.

4 Flugpauschalreisen nach Rom

*2.–9. Mai,
10.–15. Mai,
16.–22. Mai,
*23.–30. Mai

Fr. 365.— alles inbegriffen

(Reise, Unterkunft, Vollpension, Rundfahrten, Besichtigungen, Eintritte, Reiseleitung usw.)

(*kombiniert
Flug u. Bahn)

Tagesflüge über die Alpen mit viermotorigem
Langstreckenflugzeug DC-6

LAMPRECHT

Verlangen Sie heute
noch den Prospekt!

Flugreisebüro LAMPRECHT TRANSPORT AG
Claridenstrasse 20 ZÜRICH 22 Telefon 25 86 91